

Rückblicke – Einblicke – Ausblicke

Sozialraumorientierung aus verschiedenen Perspektiven



Impressum

Herausgeber: St. Elisabeth-Verein e.V.
Hermann-Jacobsohn-Weg 2
35039 Marburg

V.i.S.d.P.: Ulrich Kling-Böhm, Vorstand

Redaktion: Ulrich Kling-Böhm, Manfred Günther, Jürgen Jacob, Rainer Waldinger, Andrea Arnold, Alexandra Böth, Judith Jungwirth, Kristin Mandler, Lisa Paul, Karina Wendlandt, Jonathan Bentzer, Andreas Droste, Ulrich Gerhard, John Hörwick, Thomas Jost, Manuel Kissel, Oliver Pappert

Satz & Layout: Rainer Waldinger

Druck: msi - media serve international GmbH

Auflage: 1.000 Stück

Bildnachweise: Titel, Seite 5, 19, 21, 38, 39: Rainer Waldinger • Seite 6, 7, 8, 11, 14, 15, 36, 37: AdobeStock, shutterstock, pexels-photo • Seite 16, 17: Projekthof Kernbach • Seite 18, 19, 25, 26: St. Elisabeth-Verein e.V. • Seite 20, 21: Jürgen Jacob • Seite 29 - 35: Familienhaus Alsfeld • Seite 45, 46: Louisenstift gGmbH

Inhaltsverzeichnis

Impressum	Seite 2
Vorwort	Seite 5
Sozialräumliches Arbeiten im St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg: Einladung zu einer sozialraumorientierten Reise durch die Altenhilfe, Jugendhilfe und Sozialpsychiatrie	Seite 6
Sozialraumorientierung: Aspekte aktueller Herausforderungen für sozialraumorientierte Erziehungshilfen	Seite 10
Über Empowerment in der Sozialraumorientierung	Seite 14
Leben in Gemeinschaft – ein Modell für selbstbestimmtes Leben unter Anleitung und Hilfestellung	Seite 16
Hauskonzept „Dachsbau“ - Wachsen und Reinwachsen- Willkommen im Waldtal!	Seite 18
Ein Sozialraum entsteht dort, wo Menschen aufeinander treffen und einen Raum kreieren - die Kinderwohngruppe auf dem Hof Schönstadt nach einem Jahr -	Seite 20
Parteiliche Mädechenarbeit und Sozialraum- warum diese Begriffe eng beieinanderstehen dürfen oder sogar müssen	Seite 22
(Heil-)Pädagogisches Reiten im St. Elisabeth-Verein e.V. Marburg	Seite 25
Die Idee HueD-Hilfen unter einem Dach oder Sozialräumliche Jugendhilfe stationär - geht das?	Seite 28
Möglichkeiten und Grenzen der Sozialraumorientierung in sozialpädagogischen Lebensgemeinschaften	Seite 36
Das Betreute Wohnen für ältere Menschen als wesentlicher Teil einer sozialraumorientierten Altenhilfe im Quartier Wetter	Seite 38
Neue „Soziale“ Räume braucht das Land	Seite 40
„Darf ich Dich kennenlernen?“ Betreuung chronisch psychisch kranker Menschen in weiten ländlichen (Sozial) Raum	Seite 44

Sozialraumorientierung:

Rückblicke – Einblicke – Ausblicke

Menschen in ihren Lebenszügen wahrnehmen und stärken, das ist seit über 140 Jahren Ziel des St. Elisabeth-Vereins. Dabei bleiben wir fachlich und methodisch nicht stehen, sondern begeben uns immer wieder auf eine Reise. Lebensthemen entdecken, wahrnehmen und mit den Menschen und für die Menschen, die auf einem Teil ihrer Lebensreise Assistenz, Begleitung und Unterstützung bei uns suchen, stärkend werden zu lassen, ist unabdingbar.

Im Jahr 2019 wurde deshalb das Thema „Sozialraumorientierung“ zum Leitthema unserer Arbeit für die nächsten Jahre. Prinzipiell ein nicht abschließbares Thema, da sich die Lebenszüge von Menschen und auch die Sozialräume, in denen sie agieren, immer wieder neu formieren und beschreiben lassen. Mitarbeiter*innen, Menschen, für die und mit denen wir da sind, haben sich auf den Weg gemacht und aus einem reinen Begriff Lebenswirklichkeit werden lassen. Wir danken allen, insbesondere unseren Mitarbeiter*innen, dafür, hier mobil und agil Sozialräume in den Blick genommen und in ihre Arbeit und den Alltag einbezogen zu haben.

Das nun vorliegende kleine Heft schließt diesen Prozess nicht ab, sondern will einen Doppelpunkt setzen: Bis hierhin gab es diese Impulse, nun gilt es, mit diesen Impulsen neue Reiserouten zu erkunden.

Wir danken insbesondere Herrn Prof. Dr. Wolfgang Hinte, der uns für dieses Heft wichtige Impulse zur Verfügung gestellt hat, und Frau Dayana Fritz vom Hessischen Sozialministerium, die kenntnisreich die ersten Reiseschritte beschreibt. Ein Dank auch allen Autorinnen und Autoren aus dem Verein und seinen Töchtern, die uns an ihren ganz unterschiedlichen Erfahrungen teilhaben lassen und so auch mit dafür sorgen, dass dieses Thema bei uns lebendig bleibt.

Ein weiterer Dank unserer Öffentlichkeitsarbeit, die die Arbeit an diesem Heft koordiniert und für die Produktion gesorgt sowie immer wieder freundlich und geduldig an den Redaktionsschluss erinnert hat.

Wir wünschen allen ein inspirierendes Lesen!



Ulrich Kling-Böhm

Matthias Bohn



Sozialräumliches Arbeiten im St. Elisabeth-Verein Marburg: **Einladung zu einer sozialraumorientierten Reise durch die Altenhilfe, Jugendhilfe und Sozialpsychiatrie**



Von **Dayana Fritz** und **Ulrich Kling-Böhm**

Das Reisen fasziniert die Menschen. Unzählige Bücher, Lieder und Filme handeln vom Reisen. Von der Pilgerreise eines Hape Kerkeling auf dem Jakobsweg über Paulo Coelho's philosophische Gedanken¹ bis hin zu Liedern von Bob Marley, die uns direkt an sonnige Strände mitnehmen ... die Liste der Anknüpfungspunkte zum Reisen lässt sich noch lange fortsetzen. Reisen ist für viele von uns mit positiven Gefühlen und Gedanken verbunden. Urlaub und Erholung, Entspannung und Abenteuer, Vertrautes und Neues – die Bedeutungen sind vielfältig und spannen einen weiten Bogen. Gerade deshalb scheint die Metapher des Reisens eine geeignete, um in dieses Themenheft einzusteigen. Wir sind uns sicher, dass Sie das Reisen durch diese Ausführungen nicht bereuen, denn das Themenheft bietet zugleich Inspiration und Orientierung für eine Reise durch die vielfältigen Sozialräume, die in den Arbeitsbereichen im St. Elisabeth-Verein ebenso wie in der sozialpädagogischen Arbeit mit den Adressat*innen sowie in den Kooperationen des Vereins mit Kostenträger*innen und anderen Leistungserbringer*innen bestehen.

Eines ist uns auf dieser Reise wichtig. Reisen ist für uns nicht in erster Linie Mittel zum Zweck. Es geht nicht vordergründig darum, von Ort A aufzubrechen, um an das gewünschte Ziel B zu kommen. Auch eine Rückreise in eine vertraute Heimat ist nicht eingeplant. Reisen beschreibt für uns eine Grundhaltung. Wir sind bereit, immer wieder neu aufzubrechen. Wir sind neugierig auf das, was wir auf dieser Reise erleben und entdecken werden. Und oft genug kommen wir an einem anderen Ort an, als wir zu Beginn der Reise dachten.

Zum Thema Sozialraumorientierung gibt es unterschiedliche Ideen und Interpretationen, die für die Reise durch die Arbeitsfelder im St. Elisabeth-Verein eine klare Sicht und Orientierung für die Reisenden – also für die Organisation und Fachkräfte – oft erschweren. Deshalb wollen wir an dieser Stelle den Versuch wagen, etwas Licht ins Dunkel zu bringen oder anders gesagt, gezielt eine Sozialraum-Brille aufsetzen und passendes Gepäck mitnehmen.

Wie bei jeder Entdeckungsreise werden auch hier die Leser*innen feststellen, dass nicht alle Gepäckstücke richtig gepackt waren und die Sozialraum-Brille immer mal wieder „nachvermessen“ werden musste, um die Sehschärfe richtig einzustellen. Sozialraumorientierung ist mit nicht nur mit Unschärfen im Begriff und in der Abgrenzung zu anderen Orientierungen in der Sozialen Arbeit verbunden, sondern auch mit Vorurteilen und Labels versehen.

Sozialräumliche Arbeit wird beispielsweise etikettiert als

- neue Verpackung für Unverändertes,
- „nice to have“,
- Deckmantel für die Einführung von Budgets für Hilfen,
- Gefahr, weil sie zum Abbau von stationären Plätzen führt,
- Vernetzung zwischen Anbietern
- oder als Gemeinwesenarbeit im Sinne eines Arbeitsfeldes der Sozialen Arbeit

Tatsächlich ist eine einheitliche Definition schon des Begriffes Sozialraum in der Fachliteratur nicht vorhanden. Frank Früchtel, Gudrun Cyprian und Wolfgang Budde beschreiben: „Innerhalb der Theoriediskussion über Sozialraumorientie-

¹ „Wenn du mutig genug bist „Lebewohl“ zu sagen, wird dich das Leben mit einem neuen „Hallo“ belohnen.“

rung liegen inzwischen verschiedene Systematisierungen vor, die im Vergleich ziemlich uneinheitlich daherkommen“ (2007: 24).

Auf dieser Reise soll es bewusst nicht darum gehen zu erklären, wie „die sozialräumliche Welt“ funktioniert und wie diese richtigerweise zu verstehen ist. Vielmehr wollen wir mit Ihnen zusammen eine sozialräumliche Brille aufziehen und den Blick schärfen, um

- Unterschiedlichkeit und Gemeinsamkeit in unseren Arbeitsfeldern zu entdecken,
- unsere Haltungen und Perspektiven miteinander zu interpretieren,
- neue Ideen des Arbeitens und Kooperierens zu entwickeln
- und den Austausch im St. Elisabeth-Verein, mit den Adressat*innen unserer Arbeit und den Kostenträger*innen sowie anderen Kooperationspartner*innen anregen.

Wenn wir mit einer Sozialraum-Brille die Reise planen, stellen wir direkt zu Beginn fest, dass (mindestens) zwei Koffer mitgenommen werden sollten. Im ersten Koffer packen wir alles ein, was hilft, Sozialraumorientierung erstens als Handlungskonzept zu verstehen und umzusetzen. Im zweiten Koffer haben wir die Gegenstände dabei, die man gebrauchen kann, um die Sozialraumorientierung zweitens als Raumkonzept zu interpretieren und für die sozialpädagogische Arbeit zu nutzen.

Der Koffer, den wir für das sozialräumlich orientierte Handeln in unserer sozialpädagogischen Arbeit in der Altenhilfe, Jugendhilfe und in der Sozialpsychiatrie brauchen, enthält die z. B. die Ausrüstung, die uns Wolfgang Hinte mit seinem Artikel „Sozialraumorientierung: Aspekte aktueller Herausforderungen für sozialraumorientierte Erziehungshilfen“ zum Fachkonzept Sozialraumorientierung vorstellt.

Die fachlichen Ausführungen von Herrn Hinte ermöglichen die Sozialraumorientierung zu nutzen, um über die Einzelfallhilfe in den Arbeitsbereichen hinaus „Arrangements (zu) schaffen, in denen Menschen in schwierigen Lebensverhältnissen unter gezielter und sorgfältig angesetzter professioneller und freiwilliger/ehrenamtlicher Unterstützung möglichst aus eigener Kraft ‚ihr Leben‘ leben können.“ (Hinte 2007: 58)

Wolfgang Hinte verdeutlicht in seinen Ausführungen als Handlungsprinzipien der Sozialraumorientierung

- Orientierung an den Interessen und am Willen der Menschen,
- Stärkung der Eigeninitiative und Selbsthilfe,
- Konzentration auf die personalen und sozialräumlichen Ressourcen,
- Stärkung der zielgruppen- und bereichsübergreifenden Aktivitäten,
- Kooperation, Koordination und Vernetzung als Grundlage für funktionierende Einzelfallhilfen.

Sie können den Inhalt dieses Koffers nutzen, um die sozialraumorientierte Arbeit auszugestalten und die Ressourcen der Adressat*innen, mit denen der (kommunalpolitischen) Akteure im Sozialraum sowie den Stärken verschiedener Leistungserbringer im Sozialraum zusammenzuführen.

Hier gilt es auch, immer wieder hinzuschauen, was der spezifische Beitrag einer sozialräumlich orientierten Sozialen Arbeit auch in Kooperation mit den Trägern von Gemeinwesenarbeit zum Beispiel in Stadtteilen mit hohem Armutsrisiko und Benachteiligungspotential ist. Ähnliches gilt auch für das Miteinander und Nebeneinander in Kommunen oder Nachbarschaften mit einer ausgeprägten Kultur der Stadtteil-, Nachbarschafts- oder lokal verankerten und orientierten Vereinsarbeit.

Ebenso wichtig für unsere Reise ist es, auf die Inhalte des zweiten Koffers zuzugreifen. In diesem befinden sich jene Dinge, die wir benötigen, um „den Sozial-Raum“ in einem relationalen Raumverständnis zu sehen. Der Sozialraum ist nicht nur ein geografisch abgegrenzter Raum, also nicht nur ein Quartier oder eine Wohngruppe, sondern Sozialräume sind immer auch soziale Produkte, also Ausdruck und Niederschlag von sozialen Prozessen (vgl. Castells, Manuel 1977: 100-107) und ebenso ein Raum der Beziehungen. Es hat Auswirkungen auf die einzelnen Menschen, wo sie geboren werden, in welchen Sozialräumen sie aufwachsen und leben und mit wem sie in Beziehung sind bzw. sein können. Entsprechend erleben gerade auch Adres-



sat*innen der Sozialen Arbeit entweder Chancen und Möglichkeiten oder eben Risiken und Ausschlüsse. Deshalb müssen wir in unserem zweiten Koffer unbedingt einen Kompass mitnehmen. Dieser ist (statt auf Norden, Süden, Osten und Westen) auf Inklusion, Partizipation, Teilhabe und Empowerment ausgerichtet. Sie sind in Ihrer Professionalität gefordert, diese Fachbegriffe mit Leben zu füllen. Dabei müssen sie sich mit den Konflikten auseinandersetzen, die entstehen können, wenn sich parteiliche Professionelle dafür einsetzen, dass für die von ihnen begleiteten Menschen Räume entstehen, in denen sie dazugehören und mitmachen können.

Räume, in denen sich



Menschen be-
teiligen und
selbstbestimmt
entscheiden, ent-
sprechend ihren Vor-
aussetzungen teilhaben
sowie ihre Interessen und
Stärken herausfinden und
einbringen können, um Inklusion, Partizipation,
Teilhabe und Empowerment mit Leben
zu füllen.

Wenn wir als Fachkräfte der Sozialen Arbeit und Diakonie diesen Kompass aus den Augen verlieren, verschließen wir die Augen vor bestehenden Herrschaftsverhältnissen und sozialer Ungleichheit, vergessen die Unterschiedlichkeit von soziokulturellen Milieus und schweigen zu den individuellen wie auch gesellschaftlichen Abgrenzungsbedürfnissen. Wir predigen dann mit dem Begriff Sozialraumorientierung eine Illusion.

In unserem zweiten Koffer finden wir den Kompass und andere nützliche Utensilien für unsere Reise, um in den Sozialräumen mit unseren Adressat*innen in der Arbeit der Altenhilfe, Jugendhilfe und Sozialpsychiatrie soziale Räume zu gestalten, in denen oder aus denen heraus die unterstützten Menschen mehr teilhaben. Unabhängig davon, ob Ihre Arbeitsbereiche ambulant oder (teil-)stationär sind, sie bieten sozial und räumlich einen Kontext, der die Verwirklichung von Subjektivität ermöglicht, Aneignungsprozesse befördert und die Formulierung von übergreifenden Interessen der Adressat*innen zulässt. Hier liegt ein Grund, warum es neben einer Orientierung an den örtlichen Lebensräumen, wie Quartieren, Städten und Gemeinden, auch stationäre Sozialräume, bspw. Einrichtungen für Kinder und Jugendliche, psychisch Erkrankte oder ältere Menschen, braucht. In diesen geschützten Sozialräumen können noch verborge-

ne Stärken und Eigenschaften entwickelt und verwirklicht, alternative Lebens-Erfahrungen organisiert und im besten Fall auf die Perspektive einer Selbstverwirklichung in einer selbstbestimmten Lebenswelt hin gearbeitet werden.

Neben den örtlichen und stationären Sozialräumen spielen auch die „temporären“ Sozialräume gerade in der Jugend- und Familienhilfe sowie der sozialpsychiatrischen Arbeit eine nicht zu unterschätzende Rolle. Schulen und Arbeitsorte sind als reale Räume und als Orte prägender sozialer Interaktion für das Leben unserer Adressat*innen bedeutsam. Diesen Zusammenhängen werden wir in Zukunft noch mehr

Wir stellen Ihnen nun die Reiseroute vor:

Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die Reise führt uns nicht nur geographisch an ganz verschiedene Orte. Von Mittel- über Nord-, Ost- und Südhessen bis nach Sachsen beleuchten wir in diesem Heft ganz verschiedene Standorte des St. Elisabeth-Vereins und seiner Tochtergesellschaften. Auch inhaltlich gibt es viel zu erleben.

Da geht es mal um Empowerment auf struktureller und personenzentrierter Ebene, um „virtuelle Familienzentren“, das Leben in einem kleinen Dorf auf dem Lande oder in einem durch Sozialwohnungen geprägten Stadtteil einer großen Mittelstadt. Dann geht es außerdem um die interdisziplinäre Zusammenarbeit einzelner Bereiche, geschlechterspezifische Arbeit oder tiergestützte Pädagogik, oder wie sich stationäre Jugendhilfe sozialräumlich aufstellen kann. Und last but not least wird über die Integration von Wohnangeboten der Altenhilfe in einer Kleinstadt und die Betreuung psychisch kranker Menschen im weiten ländlichen Raum berichtet.

Als Verfasser*innen des Vorwortes haben wir einen Vorsprung gegenüber Ihnen als Leser*innen. Wir kennen die Reiseorte, zu denen uns dieses Themenheft mitnimmt und haben beim Schreiben dieses Vorwortes außerdem bereits Einblicke in jene Erfahrungen der Kolleg*innen bekommen, die in den einzelnen Kapiteln beschrieben sind. Deshalb laden wir Sie mit Überzeugung zu dieser sozialräumlichen Reise ein. Wir hoffen, dass Sie neue Ideen kennenlernen und aus diesem Themenheft heraus bereichernde Impulse entstehen. Wir sind überzeugt davon, dass die beschriebenen Erfahrungen und die fachlichen Ausführungen zur Sozialraumorientierung für die Professionalität und die Arbeit im St. Elisabeth-Verein ein Gewinn sind. Unabhängig davon, ob es um eine Sozialraumorientierung an sozialpädagogisch gestalteten Orten, wie Wohneinrichtungen für ältere Menschen, für Kinder und Jugendliche oder für psychisch belastete Menschen, geht beziehungsweise „der Sozialraum“ als quartiersbezogenes Gemeinwesen aufgegriffen wird oder ob die sozialräumliche Ausrichtung unserer sozialpädagogischen Konzepte in den Arbeitsfeldern Altenhilfe, Jugendhilfe und Sozialpsychiatrie im Fokus steht, als Leser*innen erweitern wir gemeinsam unsere Perspektiven. Der Raum des fachlichen Denkens und Handelns im St. Elisabeth-Ver-

ein wächst über die Einrichtungen und über die Bearbeitung der individuellen Themenstellungen der Adressat*innen hinaus. Der St. Elisabeth-Verein öffnet sich damit noch stärker in vielfältige Lebenswelten und Sozialräume hinein und nutzt eine Chance, um die soziale Wirklichkeit in einem Lernprozess von Fachkräften und Adressat*innen zu verändern. Die Arbeit im St. Elisabeth-Verein kann daran mitwirken, dass ein inklusives und sozialräumliches Gemeinwesen entsteht,

welches Menschen mit unterschiedlichen Voraussetzungen Möglichkeiten von Partizipation und Räume für ihre Teilhabe bietet. Genau das ist die Vision des sozialpädagogisch-diakonischen Handelns im St. Elisabeth-Verein und gerade nicht die Anpassung der uns anvertrauten Menschen an gesellschaftliche Bedingungen durch Bearbeitung ihrer individuellen Problemlagen.

Dayana Fritz

Referentin für Gemeinwesenarbeit im Hessischen Ministerium für Soziales und Integration mit langjähriger Erfahrung in der Kinder- und Jugendhilfe und fachlichem Schwerpunkt in der Sozialraumarbeit.

Frau Fritz war unter anderem mehr als zehn Jahre als Mitarbeiterin im St. Elisabeth-Verein Marburg e.V. tätig.

Ulrich Kling-Böhm

Vorstand des St. Elisabeth-Verein Marburg e.V. seit Januar 2020. Zuvor sechs Jahre lang Diakoniefarrer im Landkreis Marburg-Biedenkopf.

Davor als evangelischer Gemeindepfarrer im Fuldaer Land und am Marburger Richtsberg tätig. In diesen Positionen mit vielerlei Lebenswirklichkeiten von Menschen jeden Alters konfrontiert.

Quellen- und Literaturangaben

- Castells, Manuel (1977): Die kapitalistische Stadt. Ökonomie und Politik der Stadtentwicklung. Hamburg: VSA Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Früchtel, Frank / Cyprian, Gudrun / Budde, Wolfgang (2007): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Textbook: Theoretische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag.

Hinte, Wolfgang (2007): Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Hinte, Wolfgang / Treeß, Helga: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim, München: Juventa Verlag, S. 15–128.

Sozialraumorientierung:

Aspekte aktueller Herausforderungen für sozialraumorientierte Erziehungshilfen

Von Wolfgang Hinte

Wenn sich ein Träger sozialer oder pädagogischer Arbeit respektvoll und mit der Absicht, im Interesse der Betroffenen in deren Sozialraum gestaltend zu wirken, als anschlussfähig an die ins Auge genommene Lebenswelt erweisen will, muss er als sinnstiftende Folie eine Steuerungsdimension wählen, die wesentlich durch die Lebenswelt der Menschen und weniger durch die Bürokratie bestimmt wird. Eine bedeutende Dimension im Alltag vieler (gerade benachteiligter) Menschen ist das Wohnquartier, also der Ort, an dem die Menschen leben, einen Teil ihrer Freizeit verbringen, den sie auf ihre je eigenartige Weise gestalten, wo sie einkaufen, Kontakte pflegen oder ihr Auto abstellen. Wer sich als Motor einer anregungsreichen Lebenswelt im Sinne der Interessen von Kindern, Jugendlichen und Familien versteht, muss in Struktur und Management stärker den Erfordernissen der Lebenswelt folgen als denen der Abteilung, der Immobilie, der Hilfeform oder der Finanzierungslogik. Dazu bedarf es einer Organisation, die zum einen im Kern straff ist und im guten Sinne bürokratisch funktioniert, zum anderen aber an den Rändern so offen und flexibel ist, dass sie sich den wechselnden Entwicklungen in den Quartieren und insbesondere der leistungsberechtigten Menschen „anschmiegen“ kann. Aktivierende Arbeit, Ressourcenmobilisierung mit den Menschen im Wohnquartier, Nutzung der Sozialraumressourcen etwa bei der Entwicklung eines Hilfearrangements, fallunspecifische Arbeit in Kooperation mit anderen (Leistungs-) Bereichen usw. sind zentrale Handlungsformen, die heute noch häufig zurückstehen hinter der Konzentration auf den Einzelfall, die Auslastung des Hauses oder die sture Einhaltung überzogener bürokratischer Verfahren.

Das Wohngebiet ist als Steuerungsdimension zweifach bedeutsam. Zum einen geht es immer darum, soziale Räume zu gestalten und Menschen in ihrem Lebensraum zu unterstützen, zum anderen dient es der Qualität der Einzelfallarbeit, wenn Ressourcen des sozialen Raumes genutzt bzw. systematisch solche Ressourcen aufgebaut werden, die bei der Ausübung des gesetzlichen Auftrags den sozialen Diensten nutzen können. Das Wohngebiet kann zudem ein integrierendes Bezugselement für verschiedene Abteilungen, Träger und Zielgruppen darstellen. Insofern müssen sich die Wohngebiete auch in der Struktur einer Organisation abbilden.

Die Einrichtungen des Sozialwesens stärker gebietsbezogen auszurichten und zu verzahnen, scheint sich angesichts der gewachsenen traditionellen Strukturen in der sozialen Arbeit schwierig zu gestalten. Selbst bei ausgewiesenen Innovationsträger/innen kommt es immer wieder zu mentalen

Abstechern in die alte Logik, so dass doch wieder der Erhalt der Immobilie, die Zuteilung von (finanzierungssichernden) Fällen oder der interne Teamfrieden im Vordergrund stehen. Jeder in einem Wohngebiet agierenden Einrichtung wird eine Öffnung auf mehreren Ebenen abverlangt: zum einen in das Wohnquartier hinein und zum anderen hin zu den übrigen Institutionen, die sich vielleicht in einem ähnlichen Prozess befinden. Nicht zu unterschätzen sind dabei die allorts wirkenden Beharrungskräfte: Die Unberechenbarkeit des Wohnquartiers bringt zahlreiche der in vielen Jahren entwickelten Abläufe und Rituale durcheinander, und die Transparenz der eigenen Arbeit ist angesichts der kritischen Blicke anderer Einrichtungen nicht gerade Anlass für institutionellen Frieden. Bei Störungen von außen entwickelt jedes System auch solche Kräfte, die den Rückzug auf Gewohntes fordern und dazu führen, sich in bewährter Weise abzuschließen, auch um sich vor allzu viel Innovation zu schützen. Insofern kann es durchaus sinnvoll sein, in manchen Phasen eines Umbau-Prozesses „das Tempo rauszunehmen“, um die jeweiligen Akteur/innen nicht unnötig zu überfordern.

Beziehungsarbeit und Ökonomie: Wer zahlt wann wie viel?

Die Unterstützung von gelingendem Aufwachsen wird in der Regel familiär oder zumindest in verwandtschaftlichen Kontexten erbracht, und ist damit für die öffentlichen Kassen zunächst unmittelbar kostenlos. Natürlich fließen in familiäre Unterstützungsleistungen die Tätigkeiten öffentlich geförderter Institutionen wie öffentliche Kinderbetreuung, Schulen, offene Kinder- und Jugendarbeit, Familienbildung usw. ein; den familiären Netzen werden Institutionen angeboten, die ihnen die Unterstützungsaufgabe erleichtern. Diese Situation ändert sich, wenn – aus welchen Gründen auch immer – Kinder gefährdet sind, auffällig werden, der Gesellschaft zur Last fallen, Entwicklungsrückstände aufweisen – wenn also die Unterstützungsleistung des familialen Kontextes nicht ausreicht, um dem heranwachsenden Menschen wirklich ein gelingendes Leben zu ermöglichen. Für diesen Fall gibt es Leistungsgesetze, die es ermöglichen, auf der Grundlage eines behördlichen Beschlusses einem einzelnen Kind bzw. einer einzelnen Familie „auf den jeweiligen Fall“ bezogen Leistungen zukommen zu lassen: Sozialpädagogische Familienhilfe, Sonderbeschulung, Heimunterbringung, Schulassistenz, betreutes Wohnen usw. Zur Erbringung dieser Leistungen stehen zahlreiche Institutionen bereit, die nur deshalb existieren, weil es diesen staatlich konstatierten oder von den Familien angefragten Unterstützungsbedarf

gibt, und die – strukturell gesehen – geradezu darauf warten, dass Kinder und Jugendliche endlich unterstützungsbedürftig werden, weil nur bei genügender Auslastung die jeweilige Einrichtung überleben kann. Insofern hat – wiederum nur strukturell gesehen – keine der zahlreichen Einrichtungen im Bereich der erzieherischen Hilfen ein Interesse daran, Kinder frühzeitig so zu unterstützen, dass die familialen Netze weiterhin tragen und die Menschen alleine klarkommen, nein, sie müssten – wirtschaftlich betrachtet – eher dazu beitragen, dass Kinder „auffällig“ geschrieben werden, damit sie dann mit ihrem Arsenal an Immobilien, Personal und gutem Willen auf den Plan treten können. Sicherlich wird dann von vielen Einrichtungen gute Arbeit in dem

gewünschten Sinne geleistet, dies jedoch auf einem durch geradezu kapital-



listische Gesetze geprägten Markt: Das staatlicherseits diagnostizierte

Kind „wandert“ an eine Einrichtung, und möglichst an eine solche, die einen Platz frei hat, die fachlich ausgewiesen ist in dem jeweils diagnostizierten Symptom und die einen vereinbarten, hart und aufwändig ausgehandelten Pflegesatz hat. Je länger ein Kind bei einem Leistungserbringer verbleibt, desto länger fließt das Geld, und somit gibt es auch keine strukturellen Anreize, die staatlicherseits gewährten Unterstützungsleistungen möglichst bald zu beenden, denn damit würde ja auch das „gesicherte“ Entgelt entfallen und man hätte entweder einen leeren Platz oder müsste sich auf ein neues Kind einstellen. Bei aller (guter) moderner Programmatik von Inklusion, Autonomie, Lebensweltbezug und Empowerment: Solange nicht die Finanzierungsinstrumente und Diagnoseverfahren stärker vom Einzelfall weg hin zum sozialen Raum orientieren, verbleibt das gesamte System in diesem volkswirtschaftlichen Irrsinn: Wir helfen den Benachteiligten, aber tun dies erst dann, wenn sie „richtig“ benachteiligt sind, und dies mit Mitteln, die vorrangig den

einzelnen Menschen im Blick haben und nicht seine lebensweltlichen sozialräumlichen Netze. Dies ist sozialarbeiterisch unververtretbar, ganz zu schweigen von den Folgen für die öffentlichen Haushalte.

Angesichts ständig wechselnder, heterogener und immer komplizierterer lebensweltlicher Problemlagen sowie einem wachsenden Druck auf die öffentlichen Haushalte sind Finanzierungskonzepte gefragt, die folgenden Kriterien gehorchen sollten:

- Sie müssen orientieren auf vom Einzelfall ausgehende, sozialräumlich erbrachte Dienstleistungen: Nur bei konsequenter territorialer Orientierung entfaltet sich die ganze Palette an fachlich wünschenswerten Aspekten (etwa der stärkere Einbezug lebensweltlicher Netze zur Unterstützung der Familien, der systematische Aufbau fallunspezifischer – aber immer auf potenzielle „Fälle“ bezogener – Strukturen, eine integrierte Leistungserbringung in einem Mix aus professioneller Tätigkeit mit anderen Leistungsbereichen aus den verschiedenen Sozialgesetzen sowie ehrenamtlicher und nachbarschaftlicher Tätigkeit und eine durch „kurze Wege“ gekennzeichnete familienaktivierende Arbeit im Rahmen von stationären Settings).
- Sie müssen den durch Akquise-Verhalten und Konkurrenz geprägten Markt schrittweise ablösen durch eine kooperative Träger-Kultur, die über ein Fachcontrolling zu einem kontinuierlichen Qualitätswettbewerb angeregt wird. Dazu benötigen die Leistungserbringer ein gewisses Maß an Planungssicherheit, und zwar durch flexibel bewirtschaftbare Budgets oder andere Pool-Finanzierungen.
- Sie müssen konsequent Anreize bieten, passgenaue Maßnahmen jenseits der Kategorien ambulant, teilstationär und stationär zu entwickeln und durchzuführen. Solange das Vorhalten von Plätzen, die Auslastung von Einrichtungen sowie die Spezialisierung auf bestimmte Symptome finanziell gefördert werden, wird kein Träger strukturelles Interesse daran entwickeln, flexibler mit Immobilien umzugehen bzw. flexibel arbeitendes Personal einzustellen, das sowohl in Familien, „am Jugendlichen“ sowie in einem Gruppensetting – im Ausnahmefall auch mal in einer Immobilie – arbeiten kann.
- Sie müssen Grundlagen bieten, die tarifverhandlungsähnlichen Debatten um Leistungsentgelte abzuschaffen zugunsten einer bürokratisch und verhandlungstechnisch unaufwändigen Finanzierungskultur, die dadurch geprägt ist, dass bestimmte Summen mit an bestimmte Indizes gebundenen Steigerungsraten bezogen auf bestimmte Quartiere sowie der gesamten Gebietskörperschaft den Rahmen bilden für die Leistungserbringung, der – selbstverständlich nur bei nachvollziehbar sich mehrenden Leistungsansprüchen – erweitert werden kann.
- Sie müssen an einfach zu erhebenden Wirkungsfaktoren orientiert sein, die sich nicht abbilden in seitenlangen Entwicklungsberichten, sondern konsequent auf die Lebensentwürfe (den Willen!) der Betroffenen und die Schritte zu deren Erreichung (Leitfrage: „Was nehme ich mir vor?“) bezogen sind. Einfach gesagt: Solche Träger sind gut, denen es gelingt, mit möglichst wenig Aufwand die passenden Unterstützungssettings für die Familien bereitzustellen, damit diese die von ihnen selbst formulierten Ziele erreichen und von Hilfe unabhängig werden.

Die Aufgabe der Leistungsträger in einem solchen Kontext verändert sich substanziell. Die Behörden sind nicht mehr nur die „Fallverteiler“, die je nach Fall den am besten geeigneten Träger aussuchen. Vielmehr konzentriert sich der Zuweiser auf die systematische Erarbeitung von Willen und Zielen der Betroffenen (also die Hilfeplanung), auf den Akt der grundsätzlichen Bewilligung der Leistung und auf die Kontrolle des Systems der Leistungserbringer sowie auf die ständig neu zu leistende Gestaltung der lokalen Trägerlandschaft. Verglichen mit der derzeitigen Praxis spart man dabei viel Zeit. Klassische Entgelt-Verhandlungen kann man sich schenken, ebenso die zum Teil differenziert durchgeführten Kontrollen über Entwicklungsberichte und „Hineinregieren“ in den Einzelfall sowie die zum Teil höchst schwierige Auswahl des „geeigneten“ Trägers. Stattdessen konzentriert man sich auf die fachlich-methodischen Aspekte im Falleingang sowie auf das Fachcontrolling der Träger (das natürlich dann die Grundlage für ein ordentliches Abrechnungsverfahren darstellt, das im Übrigen auch erheblich einfacher ist im Vergleich zur äußerst zeitaufwendigen bürokratischen Einzelfallabrechnung). Was gerade in diesem Bereich an öffentlichen Geldern verplempert wird (und gar nicht in den Transferkosten auftaucht) ist seit Jahren unvertretbar. Der Kontrollaufwand wird regelmäßig in einer Art und Weise erhöht, die weder dazu beiträgt, den kontrollierten Gegenstand besser zu erfassen noch das System flexibler zu machen, um geeignete Hilfen tatsächlich passgenau und wirkungsvoll zu erbringen. Statt vermehrter formaler Kontrolle braucht es Investitionen in fachlich-methodische Qualität und intellektuelle Investition in die Entwicklung alternativer Finanzierungsformen.

Passgenaue Arrangements statt „Hilfen von der Stange“

Somit ist klar, dass es nicht darum geht, das Angebotsspektrum an Einrichtungen zu verbessern, sondern darum, jeweils bezogen auf den einzelnen Fall hochgradig flexibel das passende Angebot immer wieder neu zu kreieren. Selbstverständlich spielen (wenn denn der Träger sozialräumlich gut verankert ist) sozialräumliche Ressourcen (personelle wie materielle) eine große Rolle, und ihre Benennung im Hilfeplan ist von großer Bedeutung (gerade die Träger sollten „belohnt“ werden, die derlei Ressourcen in hohem Ausmaß schaffen bzw. heranschaffen). Dies führt dazu, dass zunächst die Grenzen zwischen ambulant und stationär folgenreich verschwimmen und in einem weiteren Schritt die „guten“ Träger sich nicht mehr dadurch auszeichnen, dass sie ein bestimmtes (in der Regel immobiliengestütztes) Angebot vorhalten, sondern hochgradig flexibel arbeitendes Personal, das sich entsprechend den im Hilfeplan formulierten Perspektiven so sensibel auf die Familie einstellt, dass jeweils die passenden Unterstützungs-Arrangements angeboten werden (und das kann durchaus ein Mix aus eher stationären, eher ambulanten und auch lebensweltlichen Elementen sein). Flexibel arbeitendes, gut ausgebildetes Personal wird damit mindestens ebenso wichtig wie das Vorhalten geeigneter Räumlichkeiten, und mit Blick auf derlei Räumlichkeiten wird in diesem Kontext immer mehr von Bedeutung, dass diese Räumlichkeiten flexibel nutzbar sind und möglichst nahe am Sozialraum liegen (um – wenn es an-

gesagt ist – jedwede Rückkehr-Option zu wahren). Es wird dann vermutlich nur noch für wenige Zielgruppen „Spezialeinrichtungen“ geben, die sich mit bestimmten Segmenten beschäftigen (etwa 16-18-jährige Mädchen mit frühkindlichem Trauma). Vielmehr wird die Zahl der Einrichtungen zunehmen, die den Ehrgeiz haben, möglichst jedes Kind / jeden Jugendlichen aufzunehmen, die nicht mehr danach schauen, ob der Jugendliche in die Einrichtung „passt“, sondern die Einrichtung immer wieder neu den Gegebenheiten anpassen, die durch heterogene Gruppenzusammensetzungen entstehen. Das Hilfesystem muss sich den jeweils wechselnden Bedarfen anpassen. Derzeit werden die Menschen an das jeweilige Hilfesystem angepasst bzw. sie arrangieren sich notgedrungen mit einem Hilfesystem, das regelmäßig sein „Angebotsspektrum“ verändert, und wenn diese Veränderung vorgenommen wurde, haben sich die Bedarfe längst auch schon wieder verändert.

Nicht die marktförmig organisierte Konkurrenz der Leistungsanbieter und die entsprechende Kontrolle des Kostenträgers der jeweils gesponserten und dennoch unkontrolliert wachsenden Landschaft führt zu einer besseren Leistungsgestaltung, sondern nur ein kooperatives Verhältnis zwischen Kostenträger, Leistungserbringer und Leistungsempfänger, und dies unter Verzicht auf einzelfallorientierte Fachleistungsstunden und Pflegesätze zugunsten von Pauschal- und Budgetfinanzierungen, bei denen im Konsens zwischen Kostenträger und Leistungserbringer unter Mitwirkung des Hilfeempfängers über die Hilfe entschieden wird, und zwar unter Letztentscheidung des Kostenträgers bei gleichzeitigem Veto-Recht des Leistungserbringers.

Beim sozialräumlichen Fachkonzept geht es vor jeder Diskussion um Struktur und Finanzierung um einen Paradigmenwechsel in der Unterstützung benachteiligter Milieus durch den Einsatz öffentlicher Gelder. Im Zentrum jeder Hilfe steht – ausgenommen im Fall der konstatierten akuten Kindeswohlgefährdung – immer der von den Betroffenen formulierte Wille, der sich möglichst präzise und in der Sprache der betroffenen Menschen ausgedrückt in kleinschrittigen „Meilensteinen“ abbildet, die gleichsam den „roten Faden“ durch eine Hilfe darstellen. Diese Form der kleinschrittigen, oft mühsamen Erarbeitung der Schritte, die sich die Betroffenen vornehmen, ist genau die Kunst, die die Beschäftigten beim Kostenträger beherrschen müssen. Auf der Grundlage vorgegebener Zielformulierungen (vermeintlich „fallverstehend“) gleichsam gegen die Energie einer hilfeschuchenden Familie zu arbeiten bzw. vorschnell eine (oft schwammige) in bürokratischem Slang formulierte Zielformulierung zu wählen, die keinerlei energetische Ausstrahlung auf den Hilfeverlauf hat, ist grundsätzlich zum Scheitern verurteilt (von Ausnahmen mal abgesehen, bei denen man schlichtweg Glück hatte). Die konsequente Formulierung von seitens der Betroffenen durch eigene Aktivität („Selbstwirksamkeit“) selbst erreichbaren Zielen (bei denen man dann durch einen Leistungsanbieter unterstützt wird) sowie der darauf bezogene punktgenaue Einsatz von personalen und sozialräumlichen Ressourcen (insbesondere auch der Regelsysteme) machen den Kern eines sozialräumlichen Ansatzes aus. Damit ist klar: Jeder Wille (es sei denn, seine Realisierung ist

ungesetzlich oder schadet anderen Menschen) ist statthaft, und geradezu verboten ist eine seitens des Kostenträgers vorgenommene Intervention unter der Überschrift: „Es wäre aber doch gut, wenn ...“ oder – schlimmer noch: „Geld gibt es nur, wenn...“. „Mit Blick auf die von den Menschen formulierten Ziele muss immer auch gelten: Das Hilfesystem muss die passende Unterstützung möglichst frühzeitig zur Verfügung stellen – und das kann auch mal die umgehende stationäre Unterbringung sein. Aber eben: Die richtige Hilfe zum richtigen Zeitpunkt schafft die hilfreichste Unterstützung (und nebenbei: sie gehorcht außerdem dem Gebot der sparsamen Bewirtschaftung öffentlicher Mittel). Wenn das System (also sowohl der Kostenträger als auch die gesamte Palette der Leistungsanbieter) nicht systematisch darauf hin orientiert wird, mit diesem Blick an „Fälle“ oder „potenzielle Fälle“ heranzugehen, droht die gesamte Veranstaltung zu einer inhaltsleeren Sparorgie auf Kosten derjenigen Milieus zu werden, in denen eben nicht so häufig bürgerliche Normalbiografien gelebt werden wie unter Sozialarbeiter/innen oder Jurist/innen. (Im Übrigen: Unterm Strich kostet diese Kampfansage an die Entrechteten und Benachteiligten erheblich mehr als ein vernünftig gemanagter sozialräumlicher Ansatz auf dem Hintergrund solider Fachlichkeit.)

Damit klar ist, worüber wir reden: Kinder und Jugendliche in extremen Verweigerungsphasen, mit autonomen und eigenwilligen Lebensentwürfen bereits in frühem Jugendalter, Kids mit hohem Aggressionspotential, Suchtstrukturen und vielfach diagnostiziertem psychiatrischem Hilfebedarf, also diejenigen, die in der Regel in hochstandardisierten, teuren und häufig erfolglosen Hilfeangeboten landen, scheren sich in der Regel einen Teufel um den regelmäßigen Schulbesuch oder die angebotene Lehrstelle. Der Aufbau eines sozialräumlichen, ambulanten und da und dort auch durch eine Immobilie gestützten Netzes mit für jeden „Fall“ eigenen Lösungen für die Bereiche Freizeit, Wohnen, Gesundheit und meinetwegen auch Schule und Ausbildung und zwar möglichst unter Einbezug der Eltern ist eine sozialarbeiterisch spannende und jenseits von Seiten des Leistungsträgers vorgegebenen „erwünschten“ Zielen und vorgehaltenen Strukturen äußerst erfolgversprechende Aufgabe, die zu finanzieren weniger kostet als der klassische Heimplatz. Der Aufbau eines Netzes von Leistungserbringern, die sozialräumlich gerade auch in diesen Segmenten hochwertige Arbeit leisten, funktioniert nur im Rahmen eines Fach- und Strukturkonzeptes, das sowohl für „leichte“, „niederschwellige“ als auch für „schwere“, „hochpreisige“ Fälle nach der gleichen Logik funktioniert.

Das A und O einer „funktionierenden“ sozialräumlichen Landschaft ist eine integrierte Finanzierungsform, bei der Kostenträger und Leistungserbringer gemeinsam für die Einhaltung von Budgets und die Erbringung der gesetzlich vorgeschriebenen Leistungen verantwortlich sind. Für ein territorial klar umschriebenes Gebiet braucht es ein festes Budget, dessen Höhe alle Beteiligten kennen (egal, ob es nun beim Kostenträger bleibt oder direkt an die Leistungserbringer gezahlt wird), und aus diesem Budget müssen sämtliche in diesem Sozialraum anfallenden Hilfen bestritten werden. Überall zeigt sich, dass die Leistungserbringer, wenn sie ver-

stehen, dass sie über den Auf- und Ausbau von Infrastruktur-Angeboten dazu beitragen, in den kommenden Jahren die Entstehung von Leistungsansprüchen zu verhindern, eine bunte Landschaft aus derlei Angeboten kreieren, weil sie ein wirtschaftliches Interesse daran haben, eine funktionierende sozialräumliche Struktur zu entwickeln, in der möglichst frühzeitig Menschen in Belastungssituationen Unterstützung erfahren (man könnte auch sagen – auf die Gefahr hin, als neo-liberal etikettiert zu werden –: „Fälle“ zu verhindern). Nur wenn klar ist, dass

- Leistungserbringer auf mehrere Jahre hinaus Planungssicherheit haben,
- sozialräumliche Angebote gezielt auf solche Bevölkerungsgruppen gerichtet sind, die „übermorgen“ zu attestierten Leistungsempfängern werden könnten,
- die Trägerlandschaft dadurch zur Kooperation angeleitet wird, dass die beteiligten Akteure das vorhandene Geld flexibel einsetzen können und gleichzeitig wissen, dass es in begründeten Ausnahmefällen anhand von gut erhobenen Belastungsindikatoren in einem Quartier „mehr“ Geld geben kann
- ein fachliches Controlling existiert, das anhand von relativ harten Indikatoren regelmäßig darüber informiert, ob der erwünschte Standard realisiert wird, wird die sozialräumliche Programmatik tatsächlich realisiert und ihre Wirkung entfalten.

Eine Einrichtung, der es in diesem Kontext gelingt,

- den Eigenwillen der Kinder und Jugendlichen als Chance und Ressource (und nicht als Betriebsstörung) zu achten,
- ein Umfeld zu schaffen, in dem Unterstützung nicht in Betreuung ausartet,
- die (manchmal vielleicht verwirrenden) Energien von Kindern als Chance und Herausforderung zu sehen,
- sich als integraler Bestandteil des Alltags im Quartier zu verstehen,
- über eine konsequent kooperative Haltung nach innen und außen immer wieder neu passende Unterstützungsarrangements für oftmals schwierige Lebensphasen von Kindern zu schaffen

einer solchen Einrichtung darf man wohlgemut eine gute Zukunft prophezeien und eine die Zeiten überdauernde Existenz wünschen.

Prof. Dr. Wolfgang Hinte, geboren 1952, Hochschul-lehrer i. R., war über 30 Jahre lang Leiter im „Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung“ (ISSAB) der Universität Duisburg-Essen; er begleitet kommunale und freie Träger insbesondere der Jugend- und Behindertenhilfe in Deutschland, Österreich und der Schweiz bei Umbauprozessen nach sozialräumlichen Konzepten.

Literaturhinweise:

- Fürst, R./ Hinte, W. (Hrsg.) (2020): Sozialraumorientierung 4.0 – Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse und Perspektiven, Wien
- Noack, M. (2015): Kompendium Sozialraumorientierung, Weinheim/ Basel
- Herrmann, H. (2019): Soziale Arbeit im Sozialraum, Stuttgart
- Hinte, W./ Treeß, H. (2014): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe, Weinheim/ München, 3. Auflage



Über Empowerment in der Sozialraumorientierung

„Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“

Antoine de Saint-Exupéry

Von Jonathan Bentzer

Dieses Zitat von Antoine de Saint-Exupéry beschreibt die Grundhaltung des Empowerments: Menschen befähigen, ihren eigenen Antrieb zu finden und zu aktivieren, selbständig zu denken und lösungsorientiert zu handeln. Doch warum ist das so wichtig in der sozialraumorientierten Arbeit? Zunächst glaube ich, dass es wichtig ist, dass eigene Verständnis der Definition für Sozialraumorientierung etwas genauer darzulegen.

Ich persönlich sehe darin zwei Ebenen, welche in Wechselwirkung zueinander stehen und nicht „losgelöst“ voneinander erschlossen werden können.

Ebene 1: Sozialraum auf struktureller Ebene

Beschreibt Räumlichkeiten, Institutionen, kommunale Strukturen, Nachbarschaft etc., Foren, Plattformen und Begegnungsräume (auch digital), welche sich im Einflussbereich des Klienten befinden.

Ebene 2: Sozialraum auf personenzentrierter Ebene

Beschreibt die Fähigkeit des Klienten, den Sozialraum aus Ebene 1 selbstständig zu erschließen, auszubauen und zu nutzen. Aus dieser Definition ergeben sich für uns als Sozialpsychiatrie folgende Aufgabenfelder:

Auf struktureller Ebene

- Kooperationen ausbauen (z. B. in Kommunen, Nachbarschaften, Institutionen)
- Auflösen von „Sonderwelten“ – Dezentralisierung
- Ausbau von Begegnungsstätten, Plattformen und Foren
- Abbau von Stigmatisierung von Menschen mit einer psychischen Erkrankung (durch Öffentlichkeitsarbeit, Aufklärung, Begegnung)

Auf personenzentrierter Ebene

- Ressourcen des Klienten erkennen und fördern
- Stärkung des Selbstbewusstseins und der Eigenverantwortung
- Förderung der kommunikativen Fähigkeiten
- Ängste und Vorbehalte des Klienten überwinden
- Partizipation, maximale Transparenz und uneingeschränkter Zugang zu Information
- Vertrauensvorschuss
- „Tu nichts, was dein Klient nicht auch selbst tun kann“
- die Haltung des Mitarbeitenden

Wichtig zu beachten ist dabei:

- Es geht nicht um den Sozialraum der Einrichtung, sondern um den Sozialraum des Klienten.

Ein Sozialraum kann letztlich nur von jedem selbst erschlossen werden.

Unsere Aufgabe als Sozialpsychiatrie ist es nun, genau dafür günstige Rahmenbedingungen zu schaffen (Ebene 1), und den Menschen zu **befähigen**, diese auch zu nutzen (Ebene 2).

Bisher konnten wir in unserem „Bistro Netzwerk“ in Frielendorf, welches von einigen Klienten und Mitarbeitenden der



Sozialpsychiatrie geführt wird, einige Erfahrungen hierzu machen. Dieses Bistro kann nach unserer Erfahrung für einige ein „Sprungbrett“ in den Sozialraum sein.

Durch den direkten Kontakt mit der Kundschaft, den eigenverantwortlichen Umgang mit der Kasse, die Dienstplanung und die Platzreservierung sind bereits Erfolge in der persönlichen Entwicklung der Klienten festzustellen.

Natürlich bietet auch dieses Projekt zahlreiche Herausforderungen und bedient noch nicht alle Handlungsfelder der personenzentrierten und strukturellen Ebene.

Es ist jedoch ein guter Anfang.

Wie können wir nun ganz konkret die Menschen, welche wir begleiten, „empowern“, damit sich diese ihren eigenen Sozialraum besser erschließen und auch nutzen können?

Aus unserer Erfahrung sind es weniger die konkreten Angebote, als vielmehr die Haltung des Mitarbeitenden, welche den Menschen befähigt.

Hier einige Gedanken zu einer förderlichen Haltung:

Transparenz: Aus „Mitwissern“ werden letztlich auch „Mitmacher“ – Wir wollen den Menschen, welche wir begleiten, alle Informationen zugänglich machen, welche Sie für selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Handeln brauchen.

Herausfordern: Anstatt zu fragen: „Warum tun wir etwas?“; wollen wir lieber fragen: „Warum tun wir eigentlich etwas nicht?“, „Was hindert uns eigentlich daran?“

Auf Ressourcen bauen: Ressourcen unserer Klienten werden leider viel zu oft unterschätzt! Eine spannende Frage, um diese Ressourcen zu entdecken, kann sein: „Was kann mein Klient eigentlich besser als ich?“ – und wenn wir wirklich ehrlich sind, gibt es darauf wohl immer eine Antwort.



Kleine Schritte wagen: Oft sind es die großen Ziele, die uns (und unsere Klienten) zurückschrecken lassen, uns daran hindern, erste Erfahrungen zu machen, auf denen wir aufbauen können. Perfektion ist an dieser Stelle ein wahrer „Killer“ von Pioniergeist. Lasst uns die „großen Ziele“ in kleine Schritte herunterbrechen und uns darauf konzentrieren. Das kann Überforderung vermeiden.

Sicherheit geben: Einen Plan B zu haben oder ein „Ass im Ärmel“ gibt Sicherheit und kann frei von Zwang und Druck machen. Scheitern muss erlaubt sein. Menschen im Hintergrund, die im Notfall erreichbar sind oder einspringen können, wenn es eng wird, können ein großer Motivator sein, Dinge doch einfach mal zu versuchen ...

Erfolge feiern: Es tut gut, das Erreichte immer wieder zu reflektieren. Auch wenn wir noch nicht am Ziel angekommen sind, so sind wir doch nicht mehr da, wo wir einmal losgegangen sind. Das darf und muss auch gefeiert werden.

„Ob du denkst, du kannst es, oder du kannst es nicht – du wirst auf jeden Fall Recht behalten.“

Henry Ford



Leben in Gemeinschaft –

ein Modell für selbstbestimmtes Leben
unter Anleitung und Hilfestellung

Von Juliane Leuschner

Im Teilhabezentrum Kernbach leben seit 2012 Menschen mit unterschiedlichem Unterstützungsbedarf und unterschiedlichen Alters in einem ambulanten Wohnprojekt zusammen mit den Projektverantwortlichen und ihren Familien auf einem großen Hofgelände. Menschen mit und ohne Hilfebedarf teilen den Alltag, leben und arbeiten zusammen. Alle Menschen, die dort leben und Unterstützung benötigen, haben eine freiwillige Entscheidung dafür getroffen. Der Wille des Menschen steht hierbei im Mittelpunkt und ohne Einsicht der Notwendigkeit von Hilfe ist pädagogische Betreuung nicht möglich. Die Orientierung der nötigen Hilfen und Unterstützungen richtet sich nach dem Willen und den Interessen der Betroffenen. Eigeninitiative und Selbsthilfe soll entstehen und die (Mit-)Gestaltung des eigenen Lebensumfeldes im Wohnprojekt Kernbach soll dazu beitragen.

Der Ansatz des selbstbestimmten Lebens ist elementar. Gerade in schwierigen Lebenslagen und bei Angewiesensein auf Unterstützung wird die eigene Entscheidung, wie und wo ein Mensch leben möchte, teilweise nicht berücksichtigt. Im Wohnprojekt Kernbach soll besonders durch Alltägliches-Leben-teilen und durch Beziehungsaufbau und Begegnung zwischen Betroffenen und Nicht-Betroffenen der Abbau von Vorurteilen erfolgen. Akzeptanz und Verständnis kann wachsen und das Umfeld kann dadurch einen Beitrag leisten zur Stabilisierung Einzelner. Der Zusammenhalt innerhalb des Dorfes Kernbach ist in den vergangenen Jahren gewachsen. Es durfte erlebt werden, wie Vorurteile und Ängste abgebaut wurden und die nachbarschaftlichen Kontakte tragen dazu bei, dass das gemeinschaftliche Leben Sicherheit und Akzeptanz bewirkt. Dabei müssen die Ressourcen aller berücksichtigt werden.

Im Alltag stellen wir fest, dass Selbstbestimmtheit auch Grenzen für gemeinschaftliches Leben in diesem familiären Set-

ting aufzeigen kann. Bei Suchtproblematik beispielsweise ist die Freiheit, so agieren zu wollen, wie es die Sucht teilweise fordert, in solch einem Zusammenleben schwierig und zum Schutz der Hofgemeinschaft inklusive der Kinder oft unmöglich. Daher stoßen wir gelegentlich auf die Frage, wie ein Mensch eigentlich „sein muss“, um mit uns und bei uns leben zu können? Oder welches Umfeld die Menschen brauchen, um sicher und selbstbestimmt leben zu können?

Betroffene sollen aktiv mitwirken dürfen an der Verbesserung ihrer Umstände. Dazu braucht es Orte, an denen Hilfe für den einzelnen Menschen stattfindet. Allerdings kann dies besser gelingen in Kombination mit der allgemeinen Verbesserung der Lebensumstände und des Umfeldes.

Ein großes Netzwerk von ehrenamtlichen Helfenden und die VieCo- e.V.-Lebensgemeinschaft als verlässliche Konstante sind in allen Belangen eine wichtige Hilfe.

Anders als im Stationär Betreuten Wohnen sind die Grenzen doch deutlich weiter gesteckt. Die Abende und Wochenenden stehen zur freien Verfügung.

Mit aufkommenden Krisen umzugehen, ist im Zusammenleben mit vielen unterschiedlichen Menschen immer wieder eine Herausforderung.

Der Schutz aller hier Lebenden muss im Vordergrund stehen. Jedoch darf auch der eigene Wille und die Selbstbestimmtheit des Einzelnen nicht untergraben werden.

Als eines der vielen positiven Beispiele kann von einem Mann im Rollstuhl berichtet werden. Nach jahrelangem Aufenthalt in einem Pflegeheim konnte unsererseits seinem starken Wunsch nach selbstbestimmterem Leben entsprochen werden und für den Zeitraum, in dem es ihm möglich war, selbständiger zu leben, war er Teil der Hofgemeinschaft.



Ziel unserer Arbeit ist, Menschen in die Lage zu versetzen, sich selbst zu helfen. Die Ressourcen der Einzelnen dabei zu suchen und nicht nur die Defizite, ist dabei notwendig. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Fachbereiche und der Zusammenhalt innerhalb der Hofgemeinschaft ist dabei hilfreich und stärkend.

Im Rahmen eines tagesstrukturierenden Angebotes Möglichkeiten der Beschäftigung zu schaffen, die Sinn und Bestätigung geben, wird von fast allen gerne angenommen. Die Versorgung der zum Teilhabezentrum gehörenden Tiere und die Bewirtschaftung des Nutzgartens, aber auch die Zuarbeit für

das inklusive Café SALAMANCA des St. Elisabeth-Vereins e.V. in Cölbe sind Bestandteile dessen.

Gemeinsam als Hofgemeinschaft Feste und Aktionen zu veranstalten, Gastgeber*innen zu sein bei wöchentlichen HofCafés oder ähnlichem, fördert Selbstbewusstsein und Stabilität. Im Rahmen der Sozialraumorientierung hoffen wir, dass die Arbeit in Kernbach und darüber hinaus einen Beitrag dazu leistet, dass Menschen ein Zuhause und einen Platz finden, an dem sie angenommen werden, wie sie sind, unterstützt werden, wo es nötig ist, und auf Augenhöhe miteinander gelebt wird.

Hauskonzept „Dachsbau“ – Wachsen und Reinwachsen – Willkommen im Waldtal!

Von Manuel Kissel

Das Waldtal in Marburg ist fast allen Bürger*innen Marburgs bekannt. Lange Zeit musste das Waldtal um seinen guten Ruf kämpfen. Viele Menschen haben das Waldtal wohl eher als Randgebiet von Marburg wahrgenommen.

Aber das Waldtal ist ein lebendiger, vielfältiger und wachsender Stadtteil. Und gleichermaßen ist es hier wunderbar grün und ganz dem Namen nach herrlich bewaldet. In nur fünf Minuten Fußmarsch aus der Stadt heraus beginnt der Wald. Es gibt hier keinen Durchgangsverkehr und dennoch eine gute Anbindung in die Stadt.



Im Waldtal wachsen auch viele alte Bäume und um die „Alteingesessenen“ herum wächst auch der Stadtteil weiter. Sozialwohnungen wurden und werden errichtet, das Studentendorf wurde vor vielen Jahren hier angesiedelt und seit Sommer 2021 wächst im Waldtal auch ein neues Wohnprojekt des St. Elisabeth-Vereins e.V. Marburg heran.

Der „Dachsbau“ öffnete seine Pforten, vom Namen her ganz und gar zum Waldtal passend. Bei diesem „Dachsbau“ handelt es sich um ein Hauskonzept des St. Elisabeth-Vereins e.V. Marburg und das Besondere daran ist, dass es ein Kooperationsprojekt zwischen den Bereichen OIKOS Sozialpsychiatrie und der Jugendhilfe ist. Hier wohnen Menschen mit psychischer

Erkrankung und junge Erwachsene in der Verselbstständigung in eigenen Wohnungen unter einem Dach. Über ein Büro des Betreuten Wohnens im Erdgeschoss des Hauses steht für die Bewohner*innen eine niedrighschwellige Anlaufstelle und Möglichkeit der Begegnung zur Verfügung.

Wachsen muss zunächst einmal das Hausprojekt an sich. Viele neue Bewohner*innen sind seit letztem Sommer eingezogen und kennen sich noch nicht gut. Im Haus sind noch überall die Spuren der alten Bewohner*innen zu finden. Also heißt es: Raum für Gemeinschaft inhaltlich und in den Räumen schaffen.

So gibt es seit November das Gemeinschaftessen an jedem ersten Mittwoch im Monat ganz coronakonform als „Wintergrillen“. Hier wurden schon einige gesellige Stunden verbracht. Im Keller und Garten wurden bereits zwei Arbeitseinsätze geleistet. Davon ist zukünftig viel mehr geplant: z. B. übergreifende Gruppenangebote („Recovery-Gruppe“, Kochgruppe, Freizeitgruppe) oder auch Kaffeekränzchen, Spieleabende, Fußball gucken und Ausflüge mit den Hausbewohner*innen. Außerdem soll der Dachboden als gemeinsamer Hobby- und Freizeitraum gestaltet werden und im Garten gibt es auch noch so einiges zu „beackern“. Ebenso soll der „Dachsbau“ ja auch noch „hineinwachsen“ in das grüne, lebendige Waldtal. Hier können sicherlich die ansässigen sozialen Träger eine wichtige Anlaufstelle und Stütze sein. So bestehen schon gute Kontakte zum örtlich größten sozialen Träger, dem Arbeitskreis Soziale Brennpunkte Marburg e.V. (AKSB), die hoffentlich noch vertieft werden. Beim AKSB gibt es z. B. verschiedene Beratungsstellen, einen Leihladen, Gruppenangebote und immer wieder größere Stadtteilveranstaltungen. Angebote, die bestimmt auch für die Dachsbauer interessant sind. Auch der Caritasverband und die örtlichen Kirchengemeinden als Träger des St. Martin-Hauses (Ökumenisches Sozialzentrum) können zu wichtigen Ansprechpartner*innen und Kooperationspartner*innen werden. Eine Teilnahme an der Stadtteilrunde und sonstigen lokalen Gremien wird ebenfalls angestrebt. Nicht zuletzt gibt es im Waldtal auch einige weitere Vereine.

Doch für die jungen Menschen aus dem Dachsbau ist es an mancher Stelle gar nicht so einfach, im Waldtal Wurzeln zu schlagen. Es gibt keine Kneipen, Kulturangebote und Einkaufsmöglichkeiten. Aber zur großen Freude vieler Menschen hat kürzlich wieder ein Kiosk eröffnet. Und auch sonst haben die Dachsbauer ihre Fühler bereits ausgestreckt. So gibt es im-

mer mal wieder nette Smalltalks mit Nachbar*innen, so dass die Akzeptanz und Integration steigt. Als Reinigungskraft wurde eine „waschechte“ WaldtÄlerin gewonnen und für den Sommer ist ein „Dachsbaufest“ geplant.

Vielleicht bietet diese Lücke an Möglichkeiten auch Raum, selbst etwas im Stadtteil zu bewegen und mitzugestalten. Ein Sonntagskick auf dem Bolzplatz, Outdoor-Action im Wald, Partys und Konzerte mit den Student*innen von nebenan organisieren? Was nicht ist, kann ja noch werden. Wachstum ist gewünscht.

Es ist also vieles im Werden beim jüngsten Pflänzchen im Waldtal.

Aber etwas Pflege, Zutun und Geduld wird es noch benötigen, bevor es fest und sicher in der neuen Erde steht.





Ein Sozialraum entsteht dort, wo Menschen aufeinander treffen und einen Raum kreieren

– die Kinderwohngruppe auf dem Hof Schönstadt nach einem Jahr –

Von Melanie Kaminski

Im März 2020 eröffneten wir die Jungenwohngruppe Hof Schönstadt, die Kindern im Aufnahmealter zwischen sieben und elf Jahren einen Lebensort und ein zweites Zuhause bietet. Auf dem Hof Schönstadt ist ebenfalls das Team der Beruflichen Bildung des St. Elisabeth-Vereins (StEBB) ansässig. StEBB betreibt hier eine Kfz- und Metallwerkstatt, ebenfalls sind die Räumlichkeiten der Maler und Lackierer sowie des Bereichs Haushaltsauflösungen und Möbeltransporte verortet. StEBB bietet im Rahmen von beruflichen Bildungsmaßnahmen und Praktika jungen Menschen die Möglichkeit, sich in diesen Bereichen auszuprobieren sowie gute Übergänge in den Berufseinstieg zu gestalten.

Unter dem Aspekt der Entstehung eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens wurde die Idee der offenen Werkstätten entwickelt. Hierbei soll den in der Jungenwohngruppe beheimateten Kindern neben dem Alltag, in dem sie durch das Wohngruppenteam betreut werden, ein niedrigschwelliges Angebot zum Erleben des Sozialraums Werkstatt eröffnet werden.

Zunächst waren fest installierte Angebote zur besonderen Förderung der Kinder angedacht. In der gemeinsamen Aktion zeigte sich schnell, dass sowohl die Kinder als auch die Mitarbeitenden der Beruflichen Bildung sich ein offeneres Konzept wünschten. Die bedarfsgerechte Ausgestaltung und das Erleben der Werkstatt als Ressource spielten hierbei die zentrale Rolle.

Für die Kinder waren von Beginn an alle Erwachsenen auf dem Hof, unabhängig von Terminen und Uhrzeiten, ein natürlicher Teil ihres Alltags. Auch die Mitarbeitenden der Werkstätten, deren Hauptaufgabe es ist, mit einer anderen Zielgruppe zu arbeiten, haben die Bedürfnisse der auf dem Hof lebenden Kinder erkannt, machten Beziehungsangebote und übernahmen Verantwortung. Sie formulierten, dass die Kinder zu jeder Zeit willkommen seien und leben dies in ihrem Arbeitsalltag.

Gemeinsam den Kindern die Ausgestaltung ihres Alltags – orientiert an ihrem Willen und ihren Interessen – zu ermöglichen, ließ eine vertrauensvolle Kooperation zwischen dem Team der Wohngruppe und den Mitarbeitenden der Beruflichen Bildung erwachsen. Auf Grundlage der neuen Erfahrungswerte gibt es inzwischen einen regelhaften Austausch in Teamgesprächen sowie die gemeinsame Fortschreibung der Konzeption für den Hof Schönstadt. Nach den Wünschen der Kinder können so neue Ideen schnell umgesetzt werden.

Auf der Elisabethfeier im November 2021 haben die Kinder gemeinsam mit den beiden Teams ihre Projektidee der „offenen Werkstatt für Kinder in Schönstadt“ vorgestellt und wurden mit einem hohen Anteil aus dem Losverkauf belohnt. Von diesen Spenden können kindgerechte Werkzeuge für die Werkstätten sowie Materialien angeschafft werden.



Bei der Tombola der Elisabethfeier 2021 gab es bei der Tombola einen Erlös von mehr als 1.500 Euro für das Projekt „Offene Werkstatt für Kinder in Schönstadt“. Symbolisch übergaben die Vorstände Matthias Bohn (links) und Ulrich Kling-Böhm (rechts) den Scheck an Mitarbeiter*innen der Teams.

Der Hof Schönstadt ein Jahr später ...

Ein Jahr nach dem Start der Kinderwohngruppe auf dem Hof Schönstadt blicken wir zurück: Es ist ein Sonntag im März. Die Sonne scheint. Einer der ersten schönen Tage in diesem Jahr. Sechs Jungs rennen über den Hof. Sie spielen mit dem Hund eines Betreuers aus dem Team der Wohngruppe, zwei verschwinden mit einem Kollegen von StEBB hinter der Scheune zum Bogenschießen. Das deutlich jüngere Geschwisterkind eines Jungen erkundet das Gelände. Die Mutter steht am Grill und bewirbt die Gäste. Irgendjemand schaltet Musik ein – es wird getanzt und gelacht. Der Kleinste wartet sehnsüchtig auf den Kuchen, den die Frau eines Kollegen mitgebracht hat.

Im Gespräch erinnern sich die Nachbarn an den Gruppenstart vor fast genau einem Jahr.

Und ich bemerke: Welche Kinder auf dem Hof Schönstadt wohnen oder zu Gast sind, welche Erwachsenen in den Werkstätten der Beruflichen Bildung arbeiten oder zum Team der Wohngruppe gehören, wer zur Gruppe der Eltern, Großeltern oder Nachbarn gehört, wäre für einen Außenstehenden nur schwer erkennbar.



Das Team von StEBB unterstützt Kinder und Jugendliche beim praktischen Lernen.



Die pädagogische Arbeit der Wohngruppe Schönstadt verantwortet das Team der Wohngruppe.

Parteiliche Mädchenarbeit und Sozialraum –

warum diese Begriffe eng beieinanderstehen dürfen oder sogar müssen

Von Alexandra Böth und Isabel Zoller

Der Mädchenwohngruppenbereich des St. Elisabeth-Vereins e.V. hat es sich seit der Gründung der ersten Mädchenwohngruppe im Jahr 1993 zur Aufgabe gemacht, spezielle Angebote für Mädchen und junge Frauen in besonderen, geschlechtsspezifischen Problemlagen zur Verfügung zu stellen. Je nach sich abzeichnender Bedarfslage hat der Bereich seine Angebote immer weiterentwickelt, sodass innerhalb des Mädchenwohngruppenbereichs unterschiedlichste Konzeptionsbereiche der parteilichen Mädchenarbeit entstanden sind.

Die Mädchen und jungen Frauen, die in unseren Mädchenwohngruppen leben, tun dies in der Regel nur für einen begrenzten Zeitraum. Häufig beabsichtigen sie die Rückkehr in den Herkunftssozialraum, der ihnen vertraut und sicher erscheint. Mit Einzug in eine Mädchenwohngruppe sind sie aufgefordert, sich in einem neuen und ihnen fremden Sozialraum zu orientieren, zu integrieren und sich diesen zu erschließen. Die Mädchen und jungen Frauen werden mit einer Herausforderung konfrontiert, wofür wir ihnen unsere Aufmerksamkeit und Unterstützung zusichern müssen, denn die Bedeutung für den Alltag und die persönliche Entwicklung sind immens. Der „biographische Sozialraum“ hat die bisherigen Lebensjahre und -erfahrungen sowie die Persönlichkeit geprägt.

Es fällt schwer, innerhalb unserer stationären geschlechtsbezogenen Jugendhilfeangebote nur von dem Sozialraum zu sprechen, denn er begegnet den Mädchen und jungen Frauen sowie den Pädagoginnen in vielen Facetten. Es ist ein Raum, der sich unterschiedlich abgrenzen lässt. In dem einen Raum befindet sich die Wohngruppe. Diese wiederum ist eingebettet in einen geografischen, regionalen und kommunalen Raum. Die Mädchen und jungen Frauen suchen wiederum tagsstrukturierende Orte auf (Schule, Berufsausbildung usw.), auch dort treffen sie wieder auf eine Umgebung, die ihnen prägende Angebote und Beziehungen anbietet. Es sind die „sozialen Produkte“, die beeinflussen, welche Auswirkungen es auf jede Einzelne hat. Es beginnt mit „wo ist sie geboren und aufgewachsen“ und wird weiter geprägt von den örtlichen Angeboten und Beziehungen. Was wir dann nicht selten beobachten, ist, dass diese Räume nicht nur Chancen boten, sondern auch mit Risiken oder gar gesellschaftlichem Ausschluss einhergehen.

Die Gruppe des Mädchenwohngruppenbereichs wird zum „Konzeptionellen Sozialraum“, also der Ort in/an dem die Mädchen und jungen Frauen (plötzlich) leben und den Großteil ihrer Zeit verbringen. Der Ort, an dem sie leben, lernen, lachen, weinen, Kontakte pflegen und ihre Freizeit verbringen.

Der Ort, an dem sie ihre Persönlichkeit finden und entwickeln sollen. Das bedeutet, jede Einzelne gestaltet auf ihre ganz individuelle Art und Weise den „Raum“ mit.

Es gilt sich die Lebenswelten anzueignen und zu gestalten, die Mädchen und jungen Frauen darin zu unterstützen, Ressourcen des Sozialraums für sich positiv nutzen und förderliche Arrangements kreieren zu können. Wir entwickeln mit den Mädchen und jungen Frauen nachhaltige Lebens- (und (Lösungs-)Entwürfe, damit sie in ihrer Umgebung zurechtkommen können.

Wir wollen mit den Mädchen und jungen Frauen sozialräumliche Möglichkeiten entdecken, erkennen und nutzbar machen. Durch eine Integration sollen sich Chancen und Strukturen auftun. Dabei wird das Betreuungssetting zu einem „Perspektivsozialraum“, der organisierte Erfahrungen und Möglichkeiten bietet und mit seinen Angeboten, Menschen und Beziehungen jede Einzelne mitprägt. Individuelle Ressourcen, Empowerment und Partizipation werden gerahmt von sozialpädagogischem Ortshandeln, um sich an der Wohngruppe zu entwickeln.

In der Mädchenwohngruppe Okarben haben wir über einige Jahre versucht, ein analoges Angebot zu den Marburger Mädchenwohngruppen zu etablieren. Wir wurden eines Besseren belehrt. Der Sozialraum Rhein-Main lässt eine 1:1-Übertragung der Konzeption und der Zielgruppe nicht zu. Vielmehr benötigt es die Berücksichtigung des regionalen Raums, da dieser von immenser Bedeutung für die Zielgruppe ist. Viele der Mädchen, die sich für die Mädchenwohngruppe in Okarben entschieden hatten, taten dies, weil sie den ihnen vertrauten Sozialraum nicht verlassen wollten, auch wenn er von den Fachkräften als schädlich betrachtet wird. Diese Vernetzung in die „Heimat“ konnte kaum in den Alltag integriert werden, da das Konzept der Mädchenwohngruppe dieser Herausforderung nicht entsprechen konnte. Vielmehr galt es diese Tatsache aktiv anzunehmen, um damit gemeinsam mit den Mädchen und jungen Frauen arbeiten zu können. Aus den gemachten Erfahrungen und (Er-)Kenntnissen vor Ort entwickelte sich die konzeptionelle Idee zum Mädchenappartementshaus Okarben – kurz MOKa.

Die Zielgruppe des MOKas sind junge Frauen ab 17 Jahren in besonderen Problemlagen, mit traumatischen Vorerfahrungen, posttraumatischen Belastungsstörungen in Folge von (sexueller) Gewalt und psychiatrischen Belastungen als Folge des Erlebten, die aus verschiedensten Gründen entweder in ihrer Herkunftsfamilie oder Wohngruppe nicht weiterle-

ben können und für die der Schritt in eine ambulant betreute Wohnform noch zu groß ist. Das MOka ist ebenfalls ein Angebot für junge Frauen, die in einem Betreuungssetting des Mädchenwohngruppenbereichs des St. Elisabeth-Vereins betreut wurden und sich eine Rückkehr in den Sozialraum Frankfurt wünschen, den Schritt in die eigene Wohnung aber noch nicht bewältigen können. Das MOka kann ebenso eine Möglichkeit für junge Frauen sein, die es nicht schaffen, die emotionale Nähe im Rahmen des Systems einer Wohngruppe auszuhalten und nur ein niedrigschwelliges Angebot im bekannten Sozialraum annehmen können, um sich auf beratende Hilfe einlassen zu können. Genauso können es aber Mädchen und junge Frauen nutzen, für die das Alleine-Wohnen noch zu angstbesetzt ist. Voraussetzung für die Aufnahme ist, dass die Betroffene sich ausdrücklich diese Unterbringungsform wünscht und in der Lage ist, sich aktiv Hilfe zu holen bzw. einzufordern.

Nicht aufnehmen können wir junge Frauen, die die genannten Voraussetzungen nicht erfüllen. Darüber hinaus sind Ausschlusskriterien das Vorliegen einer massiven Drogenabhängigkeit, eine anhaltend massive Fremd- und Selbstgefährdung und eine akute psychiatrische Erkrankung, die eine intensive stationäre Behandlung erfordert.

Wir wollen Mädchen und jungen Frauen die Chance geben, sich in dem von ihnen gewünschten und gewählten Sozialraum zu orientieren und auszuprobieren. Dabei gilt es sie zu begleiten, um schädliche Anknüpfungspunkte zu erkennen und ausschließen zu können.

Das heißt, wir benötigen Kenntnis über die Ressourcen vor Ort, sowohl in Bezug auf die Region wie auch auf das Betreuungssetting, um diese im Alltagskontext brauchbar und nutzbar zu machen. Wir nutzen Systeme und Strukturen vor Ort, pflegen die Kooperation und stellen ein Netzwerk zur Verfügung.

Das Konzept des MOkas basiert auf dem Grundgedanken, die jungen Frauen in ihrem Bedürfnis und Streben nach Selbstständigkeit, Selbstbestimmung und Autonomie zu unterstützen. Dem wird unter anderem in der räumlichen Aufteilung des MOka Rechnung getragen, denn die 2er-WGs im MOka sind autarke, durch eine Wohnungstür abgeschlossene Wohneinheiten. Jeder Bewohnerin steht ein eigenes Zimmer zur Verfügung, das über eine Grundausstattung verfügt. Die jungen Frauen teilen sich in der jeweiligen 2er-WG eine gemeinsame Küche, ein Badezimmer/WC und ein Wohn-/Esszimmer. Ge-

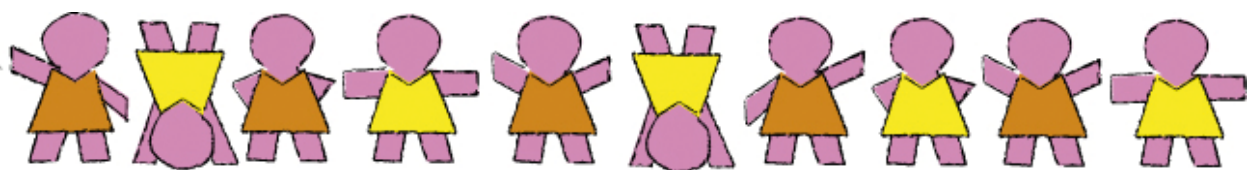
meinsam von allen Hausbewohnerinnen wird lediglich die Waschküche genutzt. Das Büro der pädagogischen Fachkräfte, ebenso wie der Besprechungsraum, sind zentral durch das Treppenhaus erreichbar, befinden sich aber außerhalb der jeweiligen Wohnungen.

Analog zur Entwicklungsaufgabe der Spätadoleszenz (Ablösung von den Eltern und Identitätsfindung) liegt der Fokus im MOka auf der individuellen Begleitung jeder einzelnen Bewohnerin in ihrem ganz eigenen Ablösungsprozess und dem Aufbau eines tragfähigen, individuellen (HelferInnen-)Netzwerks. Den Mädchen und jungen Frauen werden strukturelle Freiräume zur Verfügung gestellt, die ihnen die Möglichkeit geben, sich in ihrer Selbstbestimmung und Eigenverantwortung zu spüren und entsprechende Erfahrungen zu sammeln. Von Montag bis Freitag findet eine Vor-Ort-Betreuung der Bewohnerinnen in den Nachmittag- bzw. Abendstunden von im Schnitt sechs Stunden täglich statt. Zusätzlich steht jeder Bewohnerin wöchentlich ein Stundenkontingent von vier Stunden für individuelle Bedarfe, wie beispielsweise Terminbegleitung etc., zur Verfügung. In Abwesenheitszeiten ist eine Pädagogin rund um die Uhr im Rahmen einer Rufbereitschaft für die Mädchen und jungen Frauen erreichbar und in Krisensituationen auch verfügbar.

Die Mädchen und jungen Frauen sind für ihre Ernährung selbst zuständig. Sie erhalten jedoch Hilfe und Anleitung bei der Budgetierung, Planung und Zubereitung der Mahlzeiten. Die Synergien im Rahmen der 2er-WG können dabei genutzt werden – müssen aber nicht. Die Bewohnerinnen sind ebenso für die Ordnung und Sauberkeit in ihren Appartements zuständig. Einmal wöchentlich findet gemeinsam mit einer Pädagogin ein „2er-WG-Gespräch“ statt, dabei werden die Mädchen und jungen Frauen darin unterstützt, Kompromisse bzgl. ihrer Bedürfnisse nach Ordnung, Alltagsstruktur, Lautstärke, Nähe und Distanz, Besuchen etc. zu finden.

Einmal monatlich findet ein „MOka-Team“ mit allen Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen statt, um Wünsche, Anregungen, Organisatorisches (z. B. Nutzung der gemeinsamen Waschküche), Beschwerden gemeinsam zu planen und zu besprechen. Ebenso geht es dabei um die ständige Aktualisierung des Haus-Regelwerks in Anpassung an die Bedürfnisse und Bedarfe der Mädchen und jungen Frauen.

Für ihre Alltags- und Freizeitgestaltung sind die Bewohnerinnen selbst verantwortlich. Bei Bedarf erhalten sie Anleitung und Unterstützung. Gemeinsame Freizeitaktivitäten sind auf



Wunsch möglich, aber keine Pflicht. Der Fokus der Arbeit orientiert sich nicht am System Wohngruppe, sondern an den individuellen Bedarfen und Bedürfnissen der Einzelnen. Für die Weiterentwicklung der sozialen Kompetenz hat das System „2er-WG“ den höheren Stellenwert. Die Mädchen und jungen Frauen erhalten je nach individuellem Bedarf schulische und berufliche Förderung. Eine alltagsstrukturierende Maßnahme in Form von Schule oder Ausbildung ist bei Aufnahme kein Muss, jedoch sollte die Absicht zur Integration in eine Tagesstruktur vorhanden sein.

In Gesundheits- und Hygienefragen respektieren wir – wie in allen anderen der genannten Bereiche auch – die Privatsphäre der Mädchen und jungen Frauen. In selbst- oder fremdgefährdenden Momenten, als auch in grenzüberschreitenden Hygieneaspekten greifen die Pädagoginnen in den eigenverantwortlichen Bereich der Bewohnerinnen nach vorheriger Ankündigung ein.

Mit zunehmendem jugendlichen Alter und dem Erreichen der Volljährigkeit streben die Mädchen mehr und mehr nach Autonomie und Selbständigkeit, der sie jedoch aufgrund psychischer Belastungen als Folge von z. T. erheblicher Traumatisierungen noch nicht in dem Maße gewachsen sind, wie es im Rahmen von Regelangeboten im Bereich der Verselbständigung erforderlich ist. Alltägliche Verrichtungen, die für durchschnittlich belastbare Menschen ganz selbstverständlich sind, erscheinen oft als unüberwindbare Hürden. Das MOKa bietet in einem sicheren Raum Hilfen im Alltag, die Schritt für Schritt einüben helfen, eigenständig in einer Wohnung oder einer Wohngemeinschaft zu leben. Unser Leitgedanke in der pädagogischen Arbeit mit den Mädchen und jungen Frauen ist die „Hilfe zur Selbsthilfe“.

Mit dem obersten Ziel der Mündigkeit gehen wir davon aus, dass die Mädchen und jungen Frauen zu aktivem, selbstbestimmtem Leben fähig sind, wenn es uns gelingt, die verschütteten Potentiale der Mädchen und jungen Frauen zu aktivieren und ihnen individuelle Hilfen an die Hand zu geben, um diese zu entfalten.

Wir gehen davon aus, dass die Mädchen und jungen Frauen die Expertinnen für sich selbst und ihr Leben sind. Die Pädagoginnen stellen ein Beziehungsangebot, Wertschätzung,

Fachlichkeit und Versorgung zur Verfügung, um die Mädchen und jungen Frauen auf dem Weg der Suche nach sich selbst zu begleiten und zu unterstützen. Für diesen Selbstfindungs- und Heilungsprozess bieten wir im Sinne der parteilichen Mädchenarbeit einen Schutz- und Schonraum und auf der Grundlage eines offenen, wertschätzenden und respektvollen Umgangs miteinander einen sicheren Lebensort. Dieser Lebensort ist ebenfalls als Sozialraum zu nutzen und als Übungsfeld gedacht.

Das Vertrauen in die Ressourcen der Mädchen steht am Anfang all unseres pädagogischen Bemühens. Wir sehen die Probleme und Störungen in der Persönlichkeitsentwicklung der Mädchen und die daraus erwachsenen Haltungen und Handlungen als subjektiv angemessene Problemlösestrategien, die für die Mädchen in Anbetracht ihrer biographischen Vorerfahrungen richtig und wichtig sind.

Die erlebte Abwertung der von den Mädchen als Schutzmaßnahmen entwickelten Verhaltensweisen als Verhaltensstörungen hat in der Regel zu einem massiven Abbau des Selbstwertgefühls geführt, welches behutsam wiederaufgebaut werden muss.

Es gilt, die Abwertung der Handlungen der Mädchen nicht fortzuführen, sondern reflexiv zu übermitteln, welche Fähigkeiten sich hier zum Schutz vor Übergriffen und Angriffen in sogenannte Verhaltensstörungen zurückgezogen haben und erfahrbar zu machen, welche Kraft und positiven Stärken letztendlich in jeder Einzelnen leben.

Auf der Grundlage tragfähiger Beziehungen im geschützten Milieu ermöglichen wir den Mädchen neues Zutrauen in sich selbst zu entwickeln und Selbstwirksamkeit zu erleben.

Im und um das MOKa kreieren wir geschützten Sozialraum, der Verborgenen eine Chance gibt und dazu einlädt, (Selbst-) Verwirklichung auszuprobieren. Es soll ein Ort sein, an dem die Mädchen und junge Frauen dazugehören und mitgestalten. Sie erleben Beteiligung, Selbstbestimmung und –wirksamkeit im Rahmen von Zugehörigkeit. Organisierte „andere“ (Lebens-) Erfahrungen ermöglichen Perspektivwechsel und tragen womöglich Interessen und Stärken zu Tage, die auf dem Weg in eine selbstbestimmte Lebenswelt unterstützen.

(Heil-)Pädagogisches Reiten im St. Elisabeth-Verein

Von Gisela Schmitz

Bericht einer Mitarbeiterin, Gisela Schmitz, zur Arbeit auf dem Reit.Sport.Hof Hermershausen beim (Heil-)Pädagogischen Reiten des St. Elisabeth-Vereins e.V. Marburg.

Als ich 2014 meine Arbeitsstelle auf dem Reit.Sport.Hof in der Abteilung (Heil-)Pädagogisches Reiten des St. Elisabeth-Vereins antrat, war ich sehr gespannt, was mich hier in dem kleinen schönen Ort Hermershausen erwarten würde. Bisher hatte ich 25 Jahre in dem Bereich Heilpädagogisches Reiten in einer Klinik in Bad Berleburg mit fast ausschließlich Erwachsenen gearbeitet.

Hier tat sich ein großes Betätigungsfeld auf: Angefangen bei den Kindern der Julie-Spannagel-Schule, der vereinseigenen Förderschule des St. Elisabeth-Vereins, bei denen es häufig gar nicht in erster Linie ums „Reiten lernen“ geht, sondern darum, vielfältige neue Erfahrungen zu machen: z. B. Hühner beobachten (eine Kollegin erzählt, dass einer ihrer Schüler oft eine Stunde lang in den Pferde-Boxen Eier sucht – und diese dann auch findet); mit dem Hofhund oder den Hunden der Kolleginnen spielen und schmusen; beim Misten und Fegen helfen – hier z. B. den Umgang mit einem Besen erlernen, landwirtschaftliche Abläufe und Maschinen kennen lernen, einfach draußen in der Natur sein bei Wind und Wetter und bei Hitze sich im Bach abkühlen. All dies sind Erfahrungen, die diesen jungen Menschen oft in ihrem Leben nicht zugänglich sind oder waren und die sie hier in Hermershausen womöglich das erste Mal in einem ganz beschützten Rahmen erleben dürfen.

Und natürlich Ponys putzen, sich angenommen und willkommen fühlen, mit Ponys spazieren gehen, reiten ... Die Liste der Dinge, die neu und aufregend sind und neue Lernimpulse setzen, die dann wieder in der Schule aufgenommen werden, ist endlos. Im Rahmen des „Mädchen-Pferde-Schule-Projektes“ (MPS) betreue ich traumatisierte und entsprechende Miss-

trauische Mädchen und junge Frauen, die oft für längere Zeit den Schulbesuch verweigert haben. Zu sehen, wie sie langsam eine Beziehung zu „ihrem“ Pferd aufbauen, wie über den Umgang mit dem Pferd langsam wieder Vertrauen wächst, das mit der Zeit auch auf uns „Reitlehrerinnen“, die wir ja vor allem Pädagoginnen sind, übertragen wird, ist einfach faszinierend. Mit dem wachsenden Selbstbewusstsein, dem Gefühl, nicht „Opfer“, sondern Herr bzw. Frau der Situation mit dem Pferd zu werden, wächst die Bereitschaft, sich wieder auf Lernsituationen einzulassen, sich überhaupt „Lernen“ und „Verstehen“ wieder zuzutrauen. Und so habe ich schon manches Mädchen nach einer Zeit der Hausbeschulung hier auf dem Hof in eine externe Schule wechseln sehen, oft zunächst noch mit Begleitung, später dann stolz allein. Nicht immer klappt auf Anhieb ein Schulabschluss, aber oft passiert auch das; und wir freuen uns alle mit, wenn es wieder einem Mädchen gelingt, selbstständig zu werden, aus der Gruppe auszuziehen und allein zu wohnen, auch das immer noch mit vielen Kontakten zum Hof, der Sicherheit und Geborgenheit garantiert. Dies zeigt deutlich, wie gut die Zusammenarbeit zwischen Hausbeschulung, Schule, Hof, Mitarbeiterinnen des Hofes und den Mädchen funktioniert; nur wenn alle zusammenarbeiten und immer wieder Hilfestellung leisten, können solche Erfolge, die wir feiern, entstehen. Hier sind wir stolz darauf, in einem tollen kleinen Örtchen wie Hermershausen ein optimales „Zuhause“ gefunden zu haben.

Heilpädagogische Förderung mit dem Pferd mit Kindern und Jugendlichen der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitäts-Klinik Marburg

Seit September 2014 kommen Kinder und Jugendliche der Kinder- und Jugendpsychiatrie 1x wöchentlich für 90 Minuten zur Heilpädagogischen Förderung mit dem Pferd auf den

Reit.Sport.Hof in Hermershausen. Träger der Maßnahme ist die Abteilung (Heil-) Pädagogisches Reiten des St. Elisabeth-Vereins.

Um die Lesbarkeit des Textes zu gewährleisten, sprechen wir





anstelle der „Heilpädagogischen Förderung“ vom „Reiten“ und anstelle von „Kindern und Jugendlichen“ von „Kindern“.

Es ist an der Zeit, ein Resümee aus den letzten Jahren zu ziehen und festzuhalten, worum es beim Reiten überhaupt geht, was wir den Kindern anbieten können, welche Ziele wir verfolgen ...

Von unserer Seite aus wird das Reiten von zwei Kolleginnen mit der Lizenz für die Heilpädagogische Förderung mit dem Pferd vom Deutschen Kuratorium für Therapeutisches Reiten (DKThR) durchgeführt.

Nach einer Auswertung der Indikationen der letzten 5 Jahre haben wir festgestellt: Die meisten Kinder kamen wegen depressiver Phasen zum Reiten, gefolgt von Störungen des Sozialverhaltens und Essstörungen. Wir werden uns deshalb in der Hauptsache auf diese Störungsbilder beziehen.

Folgende Indikationen für das Reiten können wir somit festhalten:

- Verminderter Antrieb
- Gestörte Körperwahrnehmung
- Vermindertem Selbstwertgefühl
- Innere Anspannung
- Rückzugstendenzen
- Aggressivität
- Mangelnde Frustrationstoleranz
- Nichteinhalten von Regeln; Grenzüberschreitungen
- Verlust von Lebensfreude

Als erstes müssen wir uns sicher fragen: Was ist das Besondere an der Beziehung zu Tieren, warum lösen sie aus, was viele Erfahrungen zeigen, was Studien bestätigen und was wir in unserer täglichen Arbeit mit Kindern und Pferden sehen, warum sprechen Tiere den Menschen auf so besondere Art und Weise an, die uns schwerfällt, in Worte zu fassen?

Sicher ist: Sie folgen keinem therapeutischen Konzept, sie haben keine Zielsetzung, im Vordergrund stehen nicht-kognitive Prozesse; Tiere sprechen eher eine Tiefenschicht, d. h. tiefere als die bewussten Schichten des Nervensystems an, solche, die unterhalb der kognitiven Ebene liegen.

Die Verbundenheit ist eher eine archaische.

Die Motivation, zu reiten, das Pferd zu streicheln, sich am, auf und mit dem Pferd zu bewegen, scheint uns das Wichtigste überhaupt und kann Kinder ihre Antriebsschwäche zumindest zeitweise überwinden lassen.

Das Reiten in der Gruppe fördert zudem ein Miteinander, das sich in gegenseitigem Helfen und Mut-Zusprechen, im Gespräch über Pferde und Erzählen des Erlebten ganz von selbst ergibt und von uns zu jeder Zeit gefördert wird.

Wir möchten das Beziehungsgeschehen zwischen Kind und Pferd in den Vordergrund stellen und verfolgen einen ganzheitlichen Ansatz: Wir schauen nicht auf die Defizite, sondern lenken den Blick auf die Ressourcen des Kindes und versuchen, diese zu stärken.

Die Pferde unterstützen uns in diesem Tun geradezu ideal: Sie interessiert es nicht, ob jemand klein oder groß, dick oder dünn, gesund oder krank ist; sie nehmen jeden so an, wie er ist, und reagieren ausschließlich im Hier und Jetzt.

Sie sind empathisch ohne die Neigung zur Selbstaufgabe und absolut echt in ihrem Ausdruck.

Pferde sind groß und stark und setzen damit Grenzen, die selten hinterfragt werden. Sie ordnen sich aber als Herdentiere dem Menschen ohne Diskussionen unter (wenn sie entsprechend geschult sind). In einer Beziehung, in der es sich wohlfühlt, ist ein Pferd sehr gutmütig und kann viel für einen Menschen tun. Es hat als ein im sozialen Verband lebendes Tier eine ausgeprägte Körpersprache, über die Menschen mit

ihm in einen Dialog treten können, auch nonverbal. Unsere Körpersprache drückt ebenso unsere emotionale Verfassung aus. Pferde spiegeln diese Verfassung, unsere innerste Einstellung, durch ihre Reaktionen auf uns. Sie können uns mit unseren Stärken und Schwächen konfrontieren.

Sie können einen Menschen tragen, ihn bewegen, physisch und psychisch, ihn lockern, ihm ein ganz besonderes Gefühl der Selbstwirksamkeit geben, Wahrnehmung, Bewegung und Koordination schulen.

Pferde allein wirken wohl schon auf die eine oder andere Art und Weise, aber sicher nicht zuverlässig. Um eine besondere Wirkung zu erzielen, ist es Aufgabe der Reittherapeutinnen, Pferdeverhalten zu erklären, Kinder bei der ersten Kontaktaufnahme empathisch zu begleiten und immer wieder Körpersprache zu „dolmetschen“.

Unsere Therapiepferde sind gut ausgebildet, verfügen über viel Erfahrung und können je nach Charakter und Temperament unterschiedlich und gezielt eingesetzt werden. Sie verlangen Präsenz, Aufmerksamkeit und Respekt; sie lassen Nähe zu oder bleiben auf Distanz, je nachdem, wie man ihnen begegnet. Immer aber nehmen sie von sich aus Kontakt zum Menschen auf, um ihren Platz in der „Herde“ zu finden. Kaum ein Kind kann einem Pferd, das schnuppern möchte und dabei Ruhe ausstrahlt, widerstehen. Es lädt ein zum Anfassen, Streicheln und Schmusen und lässt sich dies auch gern gefallen.

Ein gut strukturierter Ablauf jeder Reitstunde gibt Sicherheit (begrüßen der Pferde, putzen, satteln, führen, reiten, absetzen, in die Box bringen, belohnen, verabschieden) und erleichtert das Einhalten von Regeln – einfach, weil es dann besser klappt und die Motivation, zu reiten, über allem steht.

Die Nähe des Pferdes, seine Körperwärme und Zugewandtheit, besonders das Getragen-Werden, wirken auf die meisten Kinder wohltuend und entspannend; dies kann als Grundlage dienen, Angst zu mindern und den eigenen Körper und Gefühle besser wahrzunehmen. So können Beziehungserfahrungen angeboten werden, in denen Kinder einen Zugang zu ihren Gefühlen finden können. In dem Beziehungsdreieck Pferd-Kind-Reitpädagogin ist meist kein Raum für Aggressionen, da Pferde schon auf erste Ansätze deutlich reagieren und Kinder Korrekturen von Pferden viel besser annehmen können als von uns.

Besondere Techniken, ein Pferd zu kontrollieren, sei es vom Boden aus beim Führen eines Pferdes oder aus dem Reitsitz

heraus, können das Gefühl von Selbstwirksamkeit und Handlungsfähigkeit anbahnen – das Kind nimmt im wahrsten Sinne des Wortes „die Zügel in die Hand“.

Beim Geführt-Werden auf dem Pferd, z. B. bei einem Ausritt ins Gelände, stehen das Erleben von Lockerung und Entspannung und das Naturerlebnis im Vordergrund, beim selbstständigen Reiten die Erfahrung von Kontrolle und Selbstwirksamkeit durch Körpersprache und Hilfengebung anstelle von Ohnmachtsgefühlen und Hilflosigkeit – so kann eine Steigerung des Selbstwertgefühls erreicht werden.

Bei all dem sollten die Vermittlung von Lebendigkeit, Freude am Umgang mit dem Pferd und das Gefühl von Lebensfreude das wohl fast Wichtigste sein!

Zusammenfassend können wir folgende Zielsetzungen formulieren:

- Anbahnung einer verlässlichen Beziehung zum Pferd (und zur Reitpädagogin)
- Entspannung an und auf dem Pferd
- Verbesserung der Körperwahrnehmung
- Eingehen neuer Kontakte
- Motivation, Aktivierung durch den hohen Aufforderungscharakter des Pferdes
- Vermittlung von Selbstwirksamkeit durch Einflussnahme auf das Pferd – Verbesserung des Selbstwertgefühls
- Schrittweise Erhöhung der Frustrationstoleranz
- Förderung kooperativen Verhaltens
- Vermittlung von Lebensfreude

Wir hoffen, wir konnten Ihnen genügend Informationen zum Thema und unsere eigene Begeisterung für diese Form der Förderung durch das Pferd vermitteln!

Für Rückfragen stehen wir Ihnen jederzeit gern zur Verfügung.

Zu den Formalien:

- Die am Reiten teilnehmenden Kinder kommen im Wechsel von den Stationen A, C und D.
- Die Anmeldung der Kinder erfolgt durch die die Kinder begleitende Betreuungsperson, die das Anmeldeformular bei den Reitpädagoginnen in Papierform abgibt.
- Die Reitpädagoginnen schicken nach dem letzten Reitertermin per Fax oder Post einen Abschlussbericht an die jeweilige Station der KJP.

Die Idee HueD – Hilfen unter einem Dach

oder Sozialräumliche Jugendhilfe stationär – geht das?

„Das Jugendamt hat mir meine Mutter wegnehmen wollen.“

„Es hat einfach keinen interessiert, was ICH eigentlich will.“

„Ich wollte da nie hin und die wollten mich nicht. Dann bin ich immer wieder rausgeflogen und kam woanders hin.“

Von Andrea Arnold

Solche Aussagen hörte ich in der ambulanten Arbeit mit jungen Müttern, die selbst stationäre Jugendhilfeeinrichtung hatten, immer wieder. Daraus resultiert ein großes Misstrauen in das Jugendamt, aber auch in die Fähigkeiten der Fachkräfte der Freien Träger. Dazu kam die Beobachtung, dass sich in vielen Fällen die Geschichte zu wiederholen und im Leben der eigenen Kinder vieles ähnlich zu laufen schien wie in der Herkunftsfamilie der Mütter – und das auch räumlich oft dort, wo die Herkunftsfamilie ist, auch wenn man die Jugendlichen vorher in einer Einrichtung weit weg unterbrachte.

Ich hatte diese Sätze schon oft gehört, als ich eines Tages mit einer Mutter in einer stationären Einrichtung zum Aufnahmegespräch ihrer Kinder saß. Die alleinerziehende Mutter, selbst psychisch sehr belastet, hatte es zunehmend nicht geschafft, ihre Kinder zu versorgen, morgens aufzustehen, ihnen Schulbrote zu machen, dafür zu sorgen, dass sie geduscht waren. Sie liebte ihre Kinder und wollte immer das Beste für sie. Diese Mutter fragte also in der Einrichtung, wie oft die Kinder nach Hause zu ihr dürften und wie sie außerhalb dieser Heimfahrten Kontakt halten könne. Sie bekam als Antwort, es gebe ein Heimfahrtwochenende einmal im Monat und eine feste Telefonzeit zweimal pro Woche. Daraufhin fing die Mutter an zu weinen und fragte, warum die Kinder nicht öfter kommen könnten. Für die Wochenenden würde sie sich zutrauen, die Versorgung sicherzustellen. Daraufhin lautete die Antwort, dies sei eben die Struktur der Einrichtung und es wäre wichtig, das für alle gleich zu handhaben und zu organisieren, damit die Kinder in der Einrichtung ankommen könnten und der Gruppenalltag besser funktioniere. Für die ersten Wochen dürfe es keinen Kontakt geben.

Ich fuhr zurück mit einer weinenden Mutter, die das Beste für ihre Kinder wollte und deshalb allem zustimmte, was die Fachkräfte ihr sagten, was zu tun sei. Ich verstand, dass diese Mutter und auch die Kinder so viel Kontakt wie möglich behalten wollten. Es fühlte sich für mich nicht richtig an, die Kinder ihrer Mutter zu entfremden. Trotzdem bestärkte auch ich die Mutter in ihrer Entscheidung, einfach weil ich ihr kein anderes Angebot machen konnte und keine andere Lösung hatte. Ich

wusste, dass es ein Glücksgriff war, dass die Einrichtung „nur“ 40 Kilometer vom Wohnort der Mutter entfernt war und dann auch noch zwei Plätze für die Geschwister in einer Gruppe zur Verfügung waren. Trotzdem wusste ich auch, wie weit diese Entfernung für eine Mutter ist, die an einer Depression leidet und kein Auto hat. Diese Maßnahme war am ehesten das, was, gemessen am vorhandenen Angebot, den Bedarf der Familie abdeckte. Weder die Kollegin des Jugendamtes noch ich fanden, dass es gefährlich gewesen wäre oder schädlich für die Kinder, wenn es mehr Kontakt zur Mutter gegeben hätte – im Gegenteil, wir hätten das begrüßt. Trotzdem sahen wir es damals als die beste Lösung an, zumal wir lange darauf hingearbeitet hatten, dass sich die Mutter auf die stationäre Unterbringung „freiwillig“ einlassen würde.

Durch Erfahrungen wie diese reifte in mir die Überzeugung, dass eine effektive Jugendhilfe in den meisten Fällen größere Chancen auf Erfolg hätte, wenn es „passgenaue individuelle Lösungen“ und eine wohnortnahe Unterbringung der Kinder gäbe, die genau das abdeckt, was eigentlich notwendig ist und die Eltern in der Verantwortung lässt, lange bevor ich mit dem „Fachkonzept Sozialraumorientierung“ in Berührung kam. Es entstand der Gedanke, dass es besser wäre, Jugendhilfemaßnahmen dem anzupassen, was der Familie wirklich weiterhelfen würde, und nicht umgekehrt.

Jahre später fand ich mich auf einer Exkursion in Husum wieder und lernte das Fachkonzept kennen. Hier entstand die Idee eines „Heims um die Ecke“. Ich begann zu begreifen, welcher radikaler Paradigmenwechsel hinter dieser Idee steht. Das beginnt mit der Haltung, geht über die gesamte Organisation des Alltags in der Einrichtung und in der Hilfeplanung, die Aufgaben der Mitarbeitenden und der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt, den anderen Trägern und Institutionen im Sozialraum bis hin zur Finanzierung.

Die Idee war, Eltern so viel wie irgend möglich in die Hilfe einzubeziehen und Kinder und Jugendliche in ihrem Sozialraum zu belassen, auch wenn sie kurz-, mittel- oder langfristige nicht vollständig zuhause wohnen können. Aus der Idee, passgenaue Lösungen zu schaffen, entstand schließlich der Gedan-

ke, nicht nur stationäre Jugendhilfe wohnortnah zu denken, sondern die Grenzen zwischen ambulanter, teilstationärer und stationärer Arbeit aufzulösen und Unterstützungsangebote an die Menschen anzupassen und nicht umgekehrt. So einfach und logisch diese Idee auch erscheinen mag, so komplex stellte sich deren Umsetzung heraus. Das Besondere liegt hier in der konsequenten Nutzung des Fachkonzepts „Sozialraumorientierung“ von Wolfgang Hinte in der „stationären Jugendhilfe“ (wir verwenden inzwischen den Begriff „Arrangements über Tag und Nacht“).

Die Idee entstand aus inhaltlich fachlichen Aspekten mit der Überzeugung, mit diesem Konzept für viele Familien, Kinder und Jugendliche eine bessere Perspektive schaffen zu können. Später ergaben sich aus dieser Idee Synergieeffekte, wie einen effektiveren Einsatz der finanziellen Mittel des Landkreises, ein Verbleiben des Geldes in der Region und eine auskömmliche Finanzierung der Freien Träger in den ambulanten Hilfen. Ich möchte in diesem Artikel verdeutlichen, was eine sozialräumliche Ausgestaltung von stationären Hilfen nach dem Fachkonzept von Wolfgang Hinte für uns in der Praxis bedeutet.



Das Konzept HueD

Im Jahr 2016 eröffnete der St. Elisabeth-Verein e.V., eingebettet in die Konzeption „Sozialräumliche Jugendhilfe im Vogelsbergkreis“ (2015), das Familienhaus Alsfeld, eine sozialräumlich ausgerichtete Einrichtung mit Hilfen unter einem Dach.

Das Familienhaus Alsfeld setzt die Konzeption „Sozialräumliche Jugendhilfe im Vogelsbergkreis“, welche gemeinsam mit Jugendamt und mehreren Freien Trägern der Jugendhilfe im Vogelsbergkreis erarbeitet und im Juni 2015 im Kreistag verabschiedet wurde, konsequent um. Hier wurde die fachliche Idee formuliert, gleichzeitig aber auch ein politischer Wille zur Neuausrichtung. Es entstanden 9 Plätze für „Arrangements über Tag und Nacht“, 4 Plätze für tagesstrukturierende, also teilstationäre Unterstützungsangebote und rechnerisch Kapazität für die Begleitung von 41 Familien im ambulanten Bereich. Bereits in der Entgeltvereinbarung wurde festgelegt,

dass Mitarbeitende 20 % ihrer Arbeitszeit fallübergreifend und fallunspezifisch einsetzen sollen. Die Finanzierung erfolgt über ein pauschales Entgelt. Durch diese Finanzierungsform ist eine Flexibilität über den Einsatz der finanziellen Mittel gegeben, die das Konzept und die Aufweichung der Grenzen zwischen den Paragraphen des SGB VIII erst möglich macht. Dies bezieht sich sowohl auf das Personal wie auch auf die Sachmittel. Durch die Finanzierung entsteht außerdem kein Belegungsdruck mehr, was es möglich macht, nicht an Maßnahmen festzuhalten und die Konkurrenz unter den Freien Trägern extrem abschwächt.

„Ziel des Konzepts ist eine inklusive Jugendhilfe, die eine Angebotsstruktur schafft, welche sich passgenau an Familien, Kindern und Jugendlichen orientiert.“ (Konzeption des Familienhauses)

Das Konzept geht weit über die Arrangements über Tag und Nacht hinaus, lebt es gerade von der Auflösung der Grenzen. Es gibt keine Schubläden mehr, die aufgezogen werden können, sondern nur individuelle Lösungen. In diesem Beitrag versuche ich mich auf die Arrangements über Tag und Nacht zu konzentrieren, wobei sich das nicht immer trennen lässt, was auch an einigen Stellen deutlich wird. Das impliziert auch, dass Arrangements über Tag und Nacht nicht immer in der Einrichtung verortet sein müssen und auch Hilfen über Tag bedeuten können, dass der Träger eine Wohnung anmietet oder das Kind manchmal im Familienhaus übernachtet.

Sozialraumorientierung ist für mich vor allem eine Haltung. Diese Haltung führt zu einem radikalen Paradigmenwechsel in der Jugendhilfe. Über die Haltung hinaus, die v. a. das „professionelle Zurücknehmen“, aber auch den unerschütterlichen Glauben daran, dass Kinder zu ihren Eltern gehören, umfasst, ergibt sich aus der Sozialraumorientierung der territoriale Aspekt, aus dem sich folgende Vorteile ableiten:

- Die Ressourcen im Sozialraum sind einfacher zu erschließen, wenn sich Mitarbeiter*innen für einen begrenzten sozialen Raum zuständig fühlen. Mitarbeitende kennen die Vereine, aber auch die Schulbetreuung, die Wohnungsbaugesellschaft, die Angebote zur Beschäftigung usw. Es bestehen Kontakte, bevor sie für den Einzelfall gebraucht werden. Man kennt sich.
- Kinder und Jugendliche können dieselben Ressourcen von der Einrichtung aus nutzen wie von ihrem eigentlichen Zuhause aus. Nur dadurch wird ein häufiger Wechsel möglich.
- Die Vernetzung mit anderen Trägern und Institutionen wird unkomplizierter.
- Entwicklungen im Sozialraum werden schneller bemerkt, und es kann direkt darauf reagiert werden.
- Man bekommt einfach mehr mit. (vgl. Hinte 2019, S. 10ff)

Im Folgenden erläutere ich, wie wir versuchen, das „Fachkonzept Sozialraumorientierung“ nach Hinte auf die stationäre Jugendhilfe zu übertragen und was jedes einzelne der 5 Prinzipien der Sozialraumorientierung aus unserer Sicht für die Praxis der stationären Jugendhilfe bedeutet.

1 Das Konzept ist, meines Wissens, einmalig in Deutschland. Im Vogelsbergkreis gibt es inzwischen sechs dieser Einrichtungen.

1. Orientierung an den Interessen und am Willen des/der Adressaten

„Letztendlich geht es darum, von der auf die Klientin bzw. den Klienten bezogenen Haltung des ‚Ich weiß, was gut ist und das tun wir jetzt‘ über das ‚Eigentlich weiß ich schon, was für Dich gut ist, aber ich höre Dir erstmal zu‘ hin zum konsequenten ‚Dein Wille wird Ernst genommen – Es ist mir nicht Befehl, aber ich will mich ihm mit meinen fachlichen und den leistungsgesetzlichen Möglichkeiten stellen‘.“ (Hinte 2019, S.13/14)

In der Literatur wird vielfach beschrieben, wie einfach und logisch dies klingt und wie schwierig es dennoch umzusetzen ist (vgl. z. B. Hinte 2020). Dies gilt aus meiner Sicht nochmal verstärkt für die Praxis in stationären Einrichtungen. Es wird wohl jede Einrichtung für sich zum Ziel haben, sich an den Interessen und am Willen des/der Adressat*innen zu orientieren (ein Sonderfall sind vielleicht geschlossene Einrichtungen). Dies gebietet allein die gesetzlich vorgeschriebene Partizipation, über die sich jede Einrichtung Gedanken machen muss. Wenn man aber klar zwischen Wille und Wunsch unterscheidet, wenn man sich klar macht, dass dies etwas grundlegend anderes ist als der Bedarf (vgl. Hinte 2020), wird schnell klar, dass wir hier im Sinne des Fachkonzepts Sozialraumorientierung über etwas anderes sprechen. Dies erscheint besonders komplex und schwierig, wenn es um Kinder und Jugendliche geht und darum, dass diese im stationären Rahmen natürlich auch betreut werden müssen. Hier meinen pädagogische Fachkräfte in besonderem Maße zu wissen, was gut für die Kinder und Jugendlichen zu sein scheint. Es werden „Förderziele“ formuliert und im Hilfeplan festgehalten, daran wird dann von den Pädagog*innen gearbeitet. Der Ansatz, wirklich herauszufinden, was Kinder und Jugendliche wollen, dies ernst zu nehmen und zu unterstützen, auch wenn es nicht den eigenen Vorstellungen der pädagogischen Fachkraft entspricht, ist etwas völlig anderes. Dies erfordert einen Paradigmenwechsel in der täglichen Arbeit und in der grundsätzlichen Haltung. Besonders deutlich wird uns das in der Praxis, wenn Mitarbeiter*innen vorher lange in klassischen stationären Jugendhilfeeinrichtungen gearbeitet haben und beschreiben, wie anders bei uns alles ist. Wichtig ist hier immer wieder die Verdeutlichung, dass es nicht um Wünsche der Kinder oder Familien geht. Wünsche erkennt man entweder daran, dass sie nicht realistisch oder realisierbar sind oder Klient*innen nicht bereit sind, wirklich etwas dafür zu tun. Aus Wünschen kann ein Wille werden, es besteht aber ein signifikanter Unterschied (vgl. Demmel 2020).

Fast immer begegnet uns in der Praxis ein Wille von Kindern und Jugendlichen, der mit mehr Beziehung und Kontakt zu den Eltern zu tun hat, bei den kleineren Kindern fast immer auch in der Form, dass sie nach Hause wollen, egal was dort passiert ist. Es klingt vielleicht etwas einfach und undifferenziert, ich möchte aber dennoch behaupten, dass Kinder in den allermeisten Fällen von ihren Eltern geliebt werden wollen. Das ist es, was sie antreibt und was hinter allem steht. Dies kann in manchen Fällen ein Wunsch sein, oft ist es aber ein Wille nach einer besseren Interaktion, Kommunikation und Akzeptanz, der ernst genommen werden muss. Kinder tun Dinge, um dies



zu erreichen. Aus meiner Sicht nimmt die klassische stationäre Jugendhilfe diesen Willen zu wenig ernst, weil er erstens oft so schwierig zu erreichen ist und weil er zweitens so viele Emotionen und auch Retraumatisierungen auslöst, dass es für die Kinder erst einmal nicht gut zu sein scheint. Wenn man aber unterstellt, dass Eltern ihre Kinder eigentlich lieben und es aus sicher komplexen und differenziert zu betrachtenden Gründen nicht adäquat zeigen oder auch selbst fühlen können und die Erfahrung zeigt, dass es das Thema der Kinder bis ins Erwachsenenalter bleibt, diese Liebe zu suchen, die sie in der stationären Jugendhilfe sicher nicht bekommen können, dann muss man sich aus meiner Sicht andere Konzepte überlegen. Unser Konzept ist es, diese Emotionen auszuhalten, weil wir sie für notwendig erachten. Unsere Aufgabe ist es, die Rahmenbedingungen für gelingenden Kontakt zu schaffen, diesen immer wieder in der Intensität und in der Art zu verändern und zu begleiten.

Eine Schwierigkeit ergibt sich immer dann, wenn der Wille von Eltern, Jugendlichen und Kindern auseinandergeht oder ambivalent ist. Dann besteht unsere Aufgabe in einem Aushandlungsprozess zwischen oft sehr verhärteten Fronten, was eine große Herausforderung ist. Trotzdem müssen wir uns dieser Herausforderung stellen und nicht eine Parallelwelt in einer stationären Einrichtung schaffen, in der der Wille der Klient*innen schließlich dem angepasst wird, was „Grundlage von Leistungs- und Entgeltvereinbarungen“ ist (Hinte 2020, S.12). Verhindern kann man dies aus meiner Sicht nur, wenn man in einem ständigen Aushandlungsprozess um den Willen und die Ziele bleibt, wenn man die Eltern in der Verantwortung lässt und keinen neuen Lebensmittelpunkt für Kinder und Jugendliche außerhalb des Sozialraums der Eltern schafft. Dies bedeutet in der Praxis, dass keine stationäre Maßnahme der anderen gleicht und sich auch die einzelne Maßnahme immer



wieder verändern kann. Die Maßnahme passt sich der Klientel an, nicht umgekehrt. Dies bedeutet auch, dass Kinder zwischen ihrem Elternhaus (oder auch noch zwischen Haushalt der Mutter und des Vaters) und dem Familienhaus wechseln. Dies geschieht in der Intensität individuell und kann jedes Wochenende sein oder gerade unter der Woche oder eben zeitweise auch gar nicht. Es kann auch bedeuten, dass das Kind oder der/die Jugendliche mehr Zeit zuhause verbringt als im Familienhaus. Es kann auch bedeuten, dass die Eltern oder Elternteile in der Einrichtung übernachten oder zumindest sehr präsent sind. Das wiederum heißt, dass wir uns verabschieden müssen vom Gedanken, dass eine homogene Gruppe entsteht, die feste Zeiten und Aktivitäten miteinander verbringt, nicht aber vom Gedanken, dass eine Wohngruppe auch ein Schutzraum für Kinder und Jugendliche ist – klingt einfach, ist aber in der Praxis eine riesige Herausforderung, die eine hohe Anforderung an jeden einzelnen Mitarbeitenden und seine kommunikativen, organisatorischen und methodischen Fähigkeiten, seine Flexibilität und sein Aushalten von Emotionen und herausforderndem Verhalten stellt. Es reicht nicht, nur mit dem Kind oder Jugendlichen zu arbeiten, sondern bedeutet eine wirklich intensive Arbeit mit der Herkunftsfamilie, die sowohl in der Einrichtung als auch aufsuchend passieren muss. Trotzdem zeigt unsere Erfahrung, dass das Aushalten gerade bei Kindern mit sehr herausforderndem Verhalten dann besser gelingt, wenn man die Eltern an seiner Seite hat. Die Arbeit am Willen bedeutet auch, nicht ständig mit dem Widerstand von Eltern, Kindern und Jugendlichen arbeiten zu müssen. Wenn das gelingt, ist dies für alle gleichermaßen entlastend.

Der Wille hat dort Grenzen, wo es um Kinderschutz geht. Dann geht es darum, das Kindeswohl zu sichern, egal was Eltern oder Kinder wollen. Ist das Kindeswohl aber gesichert, muss es wieder um den Willen gehen. Diese Situation entsteht,

wenn Kinder oder Jugendliche aus Gründen des Kinderschutzes stationär untergebracht werden. Hier braucht es eine klare Trennung, in welchem Bereich wir uns gerade befinden, welche mit aller Schärfe gezogen werden muss (vgl. Demmel 2020). Die Frage ist, was passiert, wenn die Gefahr durch die stationäre Unterbringung abgewendet wurde. In den meisten Fällen wollen zumindest Kinder dann nach Hause zu ihren Eltern. Dies kann in diesem Fall nur ein Wunsch sein, da er in der momentanen Situation nicht realisierbar ist (vgl. Demmel 2020). Dahinter steht aber der Wille, möglichst viel Kontakt zu den Eltern oder einem Elternteil zu haben. Dies gilt es in aller Konsequenz ernst zu nehmen. In der Praxis liegt hier immer wieder die Schwierigkeit, dass Kinder oft wenig selbst zur Umsetzung dieses Wunsches oder Willens beitragen können. Deshalb ist es Aufgabe des pädagogischen Personals, einerseits die Differenzierung zwischen Wunsch und Willen kindgerecht mit dem Kind zu erarbeiten und darüber hinaus Rahmenbedingungen zu schaffen, die den Kontakt zwischen Eltern und Kind immer wieder ermöglichen und für beide Seiten dazu dienen, Interaktions- und Kommunikationsmuster zu erlernen, die den Kinderschutz sicherstellen. Es geht darum, nicht im Laufe der Zeit den Willen des Kindes und der Eltern der Maßnahme anzupassen, sondern auch in diesen Fällen herauszufinden, was Menschen antreibt, wofür sie bereit sind etwas zu tun und damit zu arbeiten. Die Menschen, ja auch und besonders die Kinder, müssen ernst genommen werden und man darf nicht über ihre Köpfe hinweg entscheiden.

Natürlich gibt es Fälle, die den Kontakt zwischen Eltern und Kindern, zumindest zeitweise, unmöglich machen, weil er einfach zu gefährlich für die Kinder ist. Von diesen Fällen sprechen wir hier nicht, sie sind aber die Ausnahme und es gilt hier eine klare Position zu beziehen und die Grenze wirklich erst im Kinderschutz zu ziehen. Dies bedeutet auch hier, dass wir nicht besser wissen, was für Kinder gut ist, solange die Rahmenbedingungen so gestaltet werden können, dass Kindern im Kontakt mit den Eltern keine akute Gefährdung droht.

In der neueren Literatur gibt es Evaluationsergebnisse, die darauf hindeuten, dass eine willensorientierte Unterstützungsgestaltung in Form von flexiblen Hilfen Jugendhilfe effektiver macht (Noack 2020). „Die Analyse der Veränderung von Hilfepraxis zeigt, dass [...] eine bedarfsorientierte Flexibilisierung der Hilfepraxis [...] nicht auf einer Neuerfindung der Hilfen zur Erziehung [abzielt, M.N.], sondern primär auf die Nutzung von Beteiligungschancen. [...] Flexible Hilfen zeichnen sich dadurch aus, dass der Zeitpunkt und der Ort der Hilfeerbringung, die Intensität und die Frequenz vorrangig an den Bedürfnissen und Bedarfen der Familie orientiert wird.“ (Plankensteiner/Schneider 2013, S. 105 in: Noack 2020, S. 237). Dies möchte ich an einem Beispiel aus unserer Praxis verdeutlichen: Vor ein paar Jahren wurde in unserem Sozialraum ein sechsjähriges Mädchen in Obhut genommen, weil ihre Eltern beide stark alkoholabhängig waren. Es gab im Vorfeld mehrere unschöne Vorfälle und die Eltern konnten schließlich die Versorgung des Mädchens nicht mehr sicherstellen. Das Jugendamt fand die Mutter und deren Lebensgefährten in keinem guten Zustand vor. Es kam zu einem Polizeieinsatz, da die Mutter das Mädchen auf keinen Fall herausgeben wollte, und auch das Mädchen klammerte sich an die Mutter und wollte bleiben. Gemeinsam mit der Kollegin des ASD, den Mitarbeiter*innen des

Familienhauses und den Eltern konnte schließlich die Lösung gefunden werden, dass der Vater zunächst mit dem Mädchen ins Familienhaus zog. Damit konnten alle Beteiligten mitgehen. Dies zeigt, wie Ressourcenorientierung und Orientierung am Willen auch im Kinderschutz und in der aufregenden Situation einer Inobhutnahme funktioniert. Dieser Prozess dauerte den ganzen Abend, war anstrengend für alle, aber schließlich war es eine Lösung, die passgenau war. Der Vater übernachtete im weiteren Verlauf einige Wochen mit im Familienhaus, schließlich war es für alle in Ordnung, dass das Mädchen alleine dort blieb. Der Vater war und ist seitdem stark in den Alltag des Familienhauses einbezogen. Das Mädchen besucht die Nachmittagsbetreuung der Schule, wird dort oft von den Eltern abgeholt. Der Vater kommt morgens ins Haus, um seine Tochter zur Schule zu bringen. Es gibt aufsuchende Kontakte zu den Eltern. Zwischenzeitlich sah die Hilfe auch ganz anders aus und es fanden nur begleitete Umgangskontakte statt. Zum Zeitpunkt der Inobhutnahme wollte keines der Elternteile seine eigene Situation wirklich verändern. Inzwischen gab es viele Schritte nach vorne, manchmal auch Schleifen und Rückschritte. Die Eltern haben ihre Situation beide verändert, sind beide stabiler, wenn auch nicht trocken. Das Mädchen hat eine gute Entwicklung gemacht und wechselt regelmäßig zwischen dem Haushalt der Mutter, dem des Vaters und dem Familienhaus. Der Vater ist darüber hinaus auch in der Einrichtung präsent und repariert z. B. die Fahrräder der anderen Kinder. Die Mutter kochte letztens für die Gruppe, als die Hauswirtschaftskraft krank war. Die Hilfe begann gegen den massiven Widerstand der Eltern und noch heute ist es so, dass diese ihre Tochter lieber heute als morgen wieder ganz bei sich hätten. Trotzdem arbeiten wir inzwischen gemeinsam daran, das Kindeswohl sicherzustellen und dass es dem Mädchen gut geht. Klares Ziel ist und bleibt die Rückführung, auch wenn dies zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht komplett möglich ist. Der „(...) leistungserbringende Träger (konnte durch das Konzept der Sozialraumorientierung, A.A.) sein stationäres Angebot (...) örtlich, zeitlich und von der Intensität her flexibel an die veränderte Bedarfslage der Familie anpassen.“ (Noack 2020, S. 238). Dieses Zitat bezieht sich auf ein anderes Beispiel, lässt sich aber genauso auf unsere Familie anwenden. Auch hier wäre in einer „angebotsorientierten Hilfestellung“ (Noack 2020, S. 237) für das Mädchen der Weg über eine klassische Inobhutnahmestelle in ein stationäres Angebot gegen den Willen der Eltern gewesen. Dieses Angebot wäre unverändert geblieben, egal, wie sich die Situation der Eltern entwickelt hätte. Der Lebensmittelpunkt des Mädchens hätte sich verändert, die Eltern wären im Widerstand geblieben und hätten irgendwann wohl den Bezug zu ihrer Tochter verloren.

2. Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

„Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit: „Arbeite nie härter als Dein Klient.“
(Hinte 2019, Seite 8)

Was unsere Arbeit auszeichnet, ist die konsequente Einbeziehung der Eltern in den Alltag. Wir verstehen uns nicht als Betreuungseinrichtung, in keinem der Settings, in denen Kinder und Jugendliche bei uns sind. Wir übernehmen den Teil des Alltags, der von den Eltern wirklich nicht oder momentan

nicht geleistet werden kann. Dies gilt für Arrangements über Tag und Nacht genauso wie für Arrangements über Tag mit tagesstrukturierenden Inhalten. In den Arrangements über Tag und Nacht bedeutet dies, dass Eltern immer wieder im Gruppengeschehen dabei sind. Sie machen Hausaufgaben mit ihrem Kind, sie bringen Kinder ins Bett, sie gehen mit ins Kino, sie übernachten in der Einrichtung, wenn Kinder aus Kinderschutzgründen gar nicht nach Hause können. Eltern führen Schulgespräche und gehen mit dem Kind zum Arzt. Wir versuchen so, die Eltern nicht aus ihrer Verantwortung zu lassen, immer das einzufordern, was sie selbst tun können und sie dabei zu unterstützen, die Fähigkeit zu erlangen, uns nicht mehr zu brauchen. Dies führt zu einem Lernen am Modell, was wir immer wieder als sehr effizient erleben. Konfliktsituationen, die von Pädagog*innen und Eltern gemeinsam auf Augenhöhe gemeistert wurden, führen bei Eltern wie Mitarbeitenden gleichermaßen zu einem positiven Erlebnis, aus dem alle lernen können. Dabei ist es wichtig, dass es auch Situationen gibt, die Eltern besser lösen können als die pädagogischen Mitarbeiter*innen. Im Alltag rufen wir durchaus Eltern an, wenn wir nicht weiterkommen und lassen uns helfen. Nur so können wir dem herausfordernden Verhalten begegnen, das manchmal mit Wucht auf uns prallt und gleichzeitig dem Rest der Kinder und Jugendlichen mit dem vorhandenen Personalschlüssel gerecht werden. Wir brauchen die Eltern und allein das Wissen darum zeigt Wirkung. Gleichzeitig lernen die Eltern in diesen Situationen, sie werden als Experten für ihre Kinder wahrgenommen und ihre eigenen Ressourcen werden gesehen und sind notwendig für das Funktionieren des Konzepts. Dies wertet Eltern sichtbar auf, was wiederum zu mehr Kompetenz in der Erziehung ihrer Kinder und in der Selbstwahrnehmung führt.

Natürlich geht damit einher, dass wir Eltern und deren Verhalten aushalten müssen, dass wir ihnen durchgehend wertschätzend begegnen müssen, auch wenn sie das mit uns manchmal nicht tun. Wir müssen ein Verständnis für die Beweggründe und die Funktionen ihres Verhaltens entwickeln, ständig das ganze System im Blick haben und kommunikativ sehr kompetent sein. Sich trotzdem immer wieder abzugrenzen, eine Sicht von außen auf das System zu behalten und nicht Teil des Systems zu werden, immer wieder „unter tätiger Mitwirkung der betroffenen Menschen Lebenswelten zu gestalten und Arrangements zu kreieren, die dazu beitragen, dass Menschen auch in prekären Lebenssituationen zurechtkommen“ (Hinte 2019, S. 7), erfordert eine sehr hohe Fachlichkeit und Methodenkompetenz der Mitarbeitenden. Die dahingehende Schulung muss, ebenso wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung, immer wieder Teil des Veränderungsprozesses sein. Wir schulen unsere Mitarbeitenden fast ausschließlich gemeinsam mit den Mitarbeitenden des ASDs und der anderen Träger im Landkreis, was an sich schon eine Errungenschaft ist.

Ebenso notwendig für die konsequente Unterstützung der Eigeninitiative ist „der nahezu unerschütterliche Glaube an die Möglichkeiten jedes einzelnen Menschen“ (Hinte 2014, S. 54). Nur wenn Mitarbeitende, genauso wie die Kolleg*innen des ASD, davon wirklich überzeugt sind, können Entwicklungsräume entstehen. Dazu gehört ein Zutrauen, aber auch

ein Stehenlassen, wenn Menschen oder Jugendliche, zumindest für den Moment, unter ihren Möglichkeiten bleiben. Dahinter steht die Überzeugung, dass nur Dinge, die man selbst schafft, wirklich nachhaltig und erfolgversprechend sind (vgl. Hinte 2014, S.54). Im Bereich der Arrangements über Tag und Nacht bedeutet dies, insbesondere bei Jugendlichen, deutlich weniger für die jungen Menschen, aber auch für die Eltern zu übernehmen. Es bedeutet z.B. auszuhalten, dass sich ein Jugendlicher keinen Praktikumsplatz sucht. Natürlich bieten wir Unterstützung in Form von Computer, Raum, Beratung und Begleitung an. Aber wir schreiben keine Bewerbung und wir bauen auch nicht über Sanktionen so viel Druck auf, dass der Jugendliche schließlich irgendwie einwilligt. Dies führt zu Druck durch andere Institutionen, wie z. B. Schule, dem man standhalten muss. Jugendliche kommen dadurch aus der Rolle des Objekts in die Rolle des Subjekts und erfahren wirkliche Selbstwirksamkeit (vgl. Hinte 2014 S. 58ff). Es bedeutet auch, dass Jugendliche sich damit auseinandersetzen müssen, was sie erreichen wollen und wozu dazu die Unterstützung durch Jugendhilfe notwendig ist. Trotzdem ist es immer wieder unsere Aufgabe, im Gespräch mit den Jugendlichen zu bleiben, Rahmenbedingungen zu schaffen und zu motivieren, Potentiale auch auszuschöpfen.

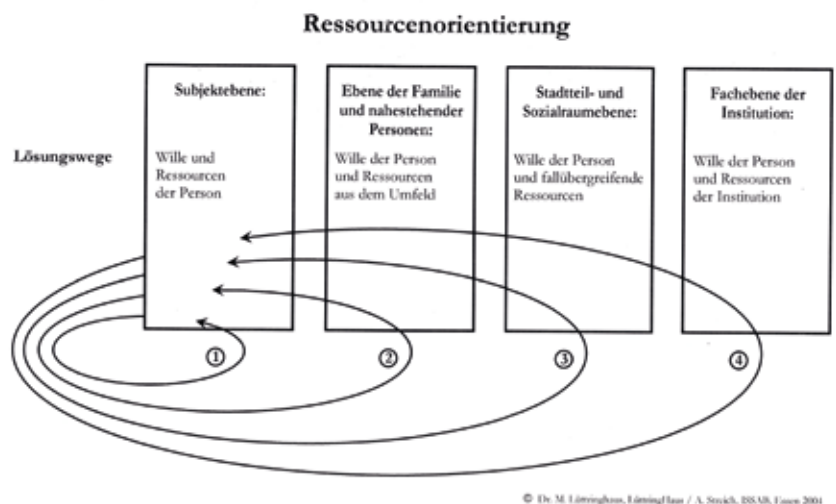
Ein weiteres Beispiel für die Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe ist die ehrenamtliche Mitarbeit von Eltern und Ehemaligen in der Einrichtung, wie beispielsweise eine Mutter, die regelmäßig ehrenamtlich für die gesamte Gruppe kocht. So werden Ressourcen und Selbstvertrauen gestärkt, der Sohn erlebt seine Mutter aus vollkommen anderer Position und die Zusammenarbeit zwischen der Mutter und den Mitarbeitenden verändert sich. Dadurch entstand z. B. eine gute Arbeitsbeziehung zu unserer Hauswirtschaftskraft, die Erziehungsratschläge und Ratschläge im täglichen Leben aus ganz anderer Position geben kann als Pädagog*innen. Und ganz nebenbei ist das Kochen eine echte Hilfe und Entlastung für die Mitarbeitenden. Dieses Engagement richtet sich nach den Interessen der Menschen, die sich einbringen wollen, denkbar wären ebenso freizeitpädagogische Aktivitäten oder Nachhilfe für andere Kinder in der Einrichtung.

Das wirklich konsequente Einbeziehen von Eltern ist aus meiner Sicht fast unmöglich in klassisch finanzierten Einrichtungen. Es muss möglich sein, Eltern in den Freizeitpark einzuladen, mitessen zu lassen usw. Dazu braucht es nicht mehr Geld, sondern die Möglichkeit zu einem flexibleren Einsatz der Mittel. Dies ermöglicht das pauschale Entgelt. Nur so können Mehrfamilienangebote realisiert werden, sowohl im Einsatz der Mitarbeitenden als auch bei den Sachkosten. Dasselbe gilt für die konsequente Verselbstständigung von Jugendlichen, aber auch von Familien. Nur eine fallunspezifische Finanzierung schafft hierzu Anreize für den Träger (vgl. Hinte/Fürst 2020, S. 98f). Nur wer keine Plätze belegen muss, kann es sich leisten, früher zu beenden und nur der hat ein Interesse daran,

immer wieder in der Selbstaktivierung zu bleiben und nicht in eine Fürsorge zu verfallen, die auch noch der Refinanzierung dient.

3. Konzentration auf individuelle und sozialraumbezogene Ressourcen

Die Konzentration auf sozialraumbezogene Ressourcen besteht für uns im stationären Bereich v. a. darin, nicht immer Angebote und damit Parallelwelten für Klientel, sondern in Kooperationen innerhalb des Sozialraums Strukturen zu schaffen, in denen die Kinder und Jugendlichen an „normalen“ Angeboten teilnehmen können. Orientiert am Schaubild



Lüttringhaus Institut für Sozialraumorientierung, Quartier- und Case-Management (DGGC) — Gerwinstraße 6 — 45114 Essen — Tel 0201-287914 — info@luettringhaus.info

„Ressourcenorientierung“ (Streich/Lüttringhaus, Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung der Universität Duisburg-Essen 2004) versuchen wir, Lösungen konsequent unter Einbeziehung der persönlichen, sozialen und sozialraumorientierten Ressourcen zu kreieren. Nur die daraus entstehende Lücke wird über uns abgedeckt. Dies geht weit über die Anbindung von Kindern und Jugendlichen an einen Verein im Sozialraum hinaus, auch wenn dies sicherlich auch dazugehört.

So kooperieren wir seit letztem Jahr mit der Spiel- und Lernstube der Jugendförderung des Vogelsbergkreises. Dies ist ein niedrigschwelliges, kostenloses Angebot zur Hausaufgabenbetreuung und zur „alters- und bedürfnisorientierten Freizeitgestaltung“ (<https://www.vogelsbergkreis.de/buerger-service/familie-kinder-jugend/spiel-und-lernstuben/>) für Kinder von 6-13 Jahren. Dorthin geht eine Mitarbeiterin von uns mit Kindern, die über verschiedene Settings über das Familienhaus unterstützt werden. Funktionieren kann das nur, weil eine Fachkraft aus dem Familienhaus mit anwesend ist und so auf das herausfordernde Verhalten der Kinder reagiert werden kann. Dies kommt wiederum allen Kindern zugute. Gleichzeitig profitieren die „Jugendhilfe-Kinder“ vom „normalen“ Rahmen und einem Gruppensetting, in dem Hausaufgaben selbstverständlich gemacht werden. Es entsteht keine

Parallelwelt im Familienhaus, in der Hausaufgabenhilfe nur für Jugendhilfeklientel angeboten wird. Die Erfahrung zeigt, dass es gerade den Kindern, für die Hausaufgaben sehr herausfordernd sind, in diesem Rahmen und trotzdem mit fachlicher und enger Begleitung leichter fällt als im Familienhaus. Darüber hinaus macht das Projekt allen Kindern und Mitarbeitenden auf beiden Seiten Spaß, auch wenn es natürlich schwierige Situationen zu meistern gibt. Für die Kinder hat das weiterhin den Vorteil, dass sie hier auch dann noch Hausaufgaben machen und Freizeit gestalten können, wenn die Unterstützung über das Jugendamt beendet ist. Dann ergibt sich kein Wechsel in der Gruppe, die Rückführung oder Beendigung der Maßnahme spielt dort keine Rolle. Ressourcen wurden nachhaltig aufgebaut und können weiterhin genutzt werden.



4. Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise

Dieses Prinzip bedeutet für uns, mit allen Menschen im Sozialraum zu arbeiten. Aus unserem Konzept ergibt es sich, immer mit der ganzen Familie zu arbeiten und uns nie nur auf ein Kind oder einen Jugendlichen zu beziehen. Dies bedeutet im Alltag, dass auch bei Arrangements über Tag und Nacht Eltern ins Familienhaus kommen, um z. B. einen Antrag auszudrucken oder weil sie Hilfe beim Ausfüllen benötigen – oder manchmal eben auch die Freundin der Mutter, deren Kind von uns unterstützt wird. Wir werden immer mehr zu einer nutzbaren Ressource im Sozialraum für alle Menschen. Auf der anderen Seite bedeutet fallunspezifische Arbeit immer, auch die vorhandenen

Ressourcen im Sozialraum im Blick zu haben und für alle Menschen nutzbar zu machen.

Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise kann und muss auf der einen Seite als großes Ganzes gedacht werden. Hier ist im Vogelsbergkreis sicher noch Entwicklungspotential. Es entstehen aber erste Kooperationen mit z. B. der ALG2 - Behörde. Auf der anderen Seite bedeutet eine zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise im Kleinen auch innerhalb der Jugendhilfe eine große Veränderung. Hilfen nicht mehr in Paragraphen-Schubladen zu denken ist eine große Herausforderung. Die meisten Menschen kommen mit der Erwartung zum Jugendamt, eine schnelle Lösung zu bekommen, die ihnen das Problem nimmt. Den Reflex, dies zu bedienen und eine Schublade parat haben zu wollen, haben Mitarbeitende des ASD und der Freien Träger immer wieder. In der Logik der Träger ist es, Angebote zu schaffen und vorzuhalten, die dann belegt werden müssen. Eine Finanzierung über Fachleistungsstunden und Tagessätze lässt nichts anderes zu. Aber auch innerhalb der Hilfen zur Erziehung über das SGB VIII ist eine bereichs- und zielgruppenübergreifende Sichtweise ein Paradigmenwechsel, der Mitarbeitenden wie Klientel äußerst schwerfällt. Im Familienhaus war und ist dieser Prozess in Teams einer der herausforderndsten. Dafür ist es notwendig, sich in HueD in aller Konsequenz als multiprofessionelles Großteam zu verstehen, welches gemeinsam die Verantwortung für den Sozialraum übernimmt. Eine bereichsübergreifende Sichtweise in Bezug auf die Klientel beginnt deshalb mit einer bereichsübergreifenden Sichtweise der Mitarbeitenden innerhalb des Teams. Dies ist ein umfangreicher Teamentwicklungsprozess, der anstrengend und notwendig ist. Ein entscheidender Faktor für das Gelingen war und ist im Familienhaus, dass möglichst viele Mitarbeitende nicht mehr bereichsspezifisch eingesetzt werden. Jeder oder jede macht alles, auch wenn es durchaus Schwerpunkte von Mitarbeitenden geben darf und muss, weil die Arbeit auch Spaß machen soll und sich an den jeweiligen Kompetenzen und Ressourcen der Mitarbeitenden ausrichten muss. Nur wenn in der Arbeit der Fachkräfte die Grenzen von Unterstützungsangeboten flexibel werden, eröffnet dies Spielräume für flexible Arrangements.

5. Kooperation, Koordination und Vernetzung

Fallunspezifische Finanzierungsformen geben Anreize zu Kooperation und Zusammenarbeit mit anderen Trägern und Institutionen im Sozialraum, da nicht mehr maßnahmensichernd gearbeitet werden muss. Unterstützungsangebote können aus Möglichkeiten verschiedener Träger bestehen oder auch aus Kombinationen von Jugendhilfe und anderen Angeboten im Sozialraum. So kann das Kind z. B. bei einem Träger über ein Arrangement über Tag und Nacht unterstützt werden und trotzdem an Gruppenangeboten eines anderen Trägers teilnehmen. In Krisensituationen kann über gemeinsame Lösungen nachgedacht werden. Mitarbeitende von verschiedenen Trägern können gemeinsame Projekte anbieten. Erwähnt wurde bereits die Kooperation mit der Spiel- und Lernstube. Aufgebaut wird gerade die Kooperation mit dem DRK zur integrativen Unterstützung von Familien mit Kleinkindern. Eine Besonderheit ist die Kooperation und Zusammenarbeit mit dem Jugendamt. Prozesse werden gemeinsam geplant



Familienhaus Alsfeld
Deutscher Roten Kreuz FED

offenes Spielangebot - drinnen und draußen aktiv sein

- Entlastung der Eltern
- Beratungsangebot für Eltern
- Ratgeber in Erziehungsfragen
- Stärkung der sozialen Kompetenz der Kinder
- Zusammengehörigkeitsgefühl fördern
- Freispiel
- Sinnesförderung
- Entwicklungsförderung

Das Angebot der Minigruppe Regenbogen richtet sich an Familien mit Babys und Kleinkinder aus dem Raum Alsfeld und Umgebung, welche noch nicht in einem Kindergarten oder Krèche angebunden sind. 1-2 mal in der Woche können Ihre Kinder bei ausgebildeten Sozialpädagoginnen und Erzieherinnen für 2 Stunden betreut werden.

Bei Interesse melden Sie sich bei:

Frau Wilker 015152426247
Frau Stumpf 015152624265
Frau Förster 06441966317

und entschieden. Im Rahmen der Arbeit des wöchentlich tagenden Sozialraumteams werden im Leistungsbereich ausschließlich gemeinsame Lösungen und Arrangements kreiert. In diesem Rahmen entstehen Projekte zwischen Freien Trägern und ASD, wie z. B. momentan der Aufbau eines Ehrenamt-pools im Sozialraum.

Fazit

Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“ ist eine „konzeptionelle Leitlinie für professionelles Handeln (Hinte 2020, S. 18), welche im Rahmen stationärer Jugendhilfe genauso genutzt werden kann wie im ambulanten Bereich, allerdings muss sie dazu grundlegend neu gedacht und organisiert werden. Dabei geht es keineswegs ums Sparen, auch wenn dies immer wieder unterstellt wird – im Gegenteil, es geht um eine Professionalisierung Sozialer Arbeit, die letztlich zu mehr Qualität führt (Hinte 2020, S. 14).

Dem entgegen steht die immer differenziertere Spezialisierung in der stationären Jugendhilfe und das Vorhalten „therapeutischer Wohngruppen“. Soziale Arbeit ist auch im stationären Rahmen eine Profession für sich und sollte getrennt

werden von Therapie. Sozialarbeiter*innen müssen und sollen keine Therapie machen und müssen keine therapeutische Zusatzqualifikation erlangen, um kompetent zu sein. „Dieser Berufsstand wird nur dann stolz und selbstbewusst auftreten können, wenn er auf ein breit geteiltes fachliches Konzept zurückgreifen kann, das ihn unverwechselbar, eigenständig und in guter Weise kantig und überprüfbar sein lässt.“ (Hinte 2019, S. 13). Stationäre Jugendhilfe sollte Therapie den Therapeut*innen überlassen und sich auf ein fachliches Konzept für Soziale Arbeit besinnen. Nur so kann ein „Einrichtungshopping“ verhindert werden und die Praxis, dass Kinder und Jugendliche immer wieder aus Wohngruppen „herausfliegen“, die dann immer spezieller, kleiner, intensiver und weiter weg von den Eltern gelegen sind. Dazu braucht es ein Vertrauen in die eigene Profession, eine hohe kommunikative Fähigkeit und das Selbstbewusstsein und den Mut der Mitarbeiter*innen der Träger und des Jugendamtes, in Kooperation passgenaue Lösungen und Arrangements für alle Kinder, Jugendlichen und Familien zu finden. Wenn dies gelingt, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass wir solche Aussagen von Müttern, wie sie zu Beginn dieses Beitrages zu lesen sind, nicht mehr oft hören werden.

Literatur

Arbeitsgemeinschaft nach § 78 SGB VIII des Vogelsbergkreises: **„Sozialräumlich orientierte Jugendhilfe im Vogelsbergkreis“ 2015**

Demmel, Bernhard: **Die Orientierung am Willen in der Praxis – einfach, aber nicht leicht.** In: Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung 4.0 – Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. Wien 2020 S. 38-51

Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): **Sozialraumorientierung 4.0 – Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven.** Wien 2020

Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga: **Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe – Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik.** Weinheim und Basel 3. überarbeitete Auflage 2014

Hinte, Wolfgang: **„Sozialraumorientierung“ - Grundlage und Herausforderung für professionelles Handeln.** In: Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien 2019, S. 9 -28

Hinte, Wolfgang: **Original oder Karaoke – was kennzeichnet das Fachkonzept Sozialraumorientierung?** In: Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung 4.0 – Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. Wien 2020 S.11-26

Noack, Michael: **„Gibt es dazu auch Forschungsergebnisse?“ - Zur Empirie der „Big Five“.** In: Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung 4.0 – Das Fachkonzept: Prinzipien, Prozesse & Perspektiven. Wien 2020 S. 233-257



Möglichkeiten und Grenzen der Sozialraumorientierung in sozialpädagogischen Lebensgemeinschaften



Von Fides Weißenfels-Zardo

Der St. Elisabeth-Verein bietet „Jugendhilfe in sozialpädagogischen Lebensgemeinschaften“ in unterschiedlichen Formen an, basierend auf den §§ 34, 35 und 35a (in Verbindung mit § 27) des SGB VIII. Hierbei handelt es sich um die jeweils dauerhafte Unterbringungsmöglichkeit von Kindern oder Jugendlichen in etwas differierenden Settings. Die Unterbringung nach § 34 erfolgt dabei in sogenannten „Familienintegrativen Wohngruppen“, mit 1 bis maximal 5 Kindern oder Jugendlichen mit in der Regel einem Betreuungsschlüssel von einer halben Stelle pro Kind/Jugendlichem. Die Unterbringung nach § 35 (und meistens auch nach § 35a) erfolgt in einer „Intensiven Sozialpädagogischen Einzelbetreuung“ mit einem Kind/Jugendlichen und dem Betreuungsschlüssel einer vollen Stelle. Je nach Problemlage und Betreuungsnotwendigkeit sind beide Varianten mit zusätzlichem Personal erweiterbar. Das eingesetzte Personal ist immer sozialpädagogisches Fachpersonal.

Das gemeinsame, besondere Merkmal dieser beiden Unterbringungsvarianten ist die Tatsache der „Lebensgemeinschaft“. Das heißt, die jeweiligen Kolleg*innen stellen ihr eigenes Zuhause, ihren eigenen privaten Lebensraum und natürlich ihren eigenen „Sozialraum“ den aufgenommenen Kindern und Jugendlichen zum „Mitleben“ zur Verfügung. Kolleg*innen, die ein solches Angebot machen (und beim St. Elisabeth-Verein angestellt/verortet sind), leben ihrerseits weit verstreut, von Südniedersachsen bis Südhessen, von Ostwestfalen bis Thüringen und Sachsen. Das heißt, viele von ihnen sind auch „Einzelkämpfer*innen“. Um diesem Einzelkämpfertum entgegenzuwirken, gibt es selbstverständlich „E-Verein-Vernetzungsangebote“: kollegiale Regiogruppen, Fachberatung, Gesamt-Bereichsversammlungen u. Ä.

Trotzdem ist, und natürlich auch als Grundvoraussetzung (neben der Fachlichkeit), um eine solch anspruchsvolle pädagogische Arbeit leisten zu können, ein gutes soziales Netz im erreichbaren, verfügbaren Umfeld unabdingbar. Unsere (Familien-)Kolleg*innen haben Nachbarn, Partner*innen, ggf. eigene/große Kinder, belastbare Kontakte zu Schulen vor Ort, sind selber in Vereinen aktiv (von Feuerwehr bis Kirchenchor, Sportvereinen, Kirchen, Schachklubs, etc.), haben unter Umständen ein „ganzes Dorf“, was irgendwie mithilft, und sei es nur, indem angerufen wird: **„Hey, ich hab ´ deinen „x“ gesehen, bei dem und dem, wollt ´ nur Bescheid sagen, bevor Schlimmeres passiert.“** Oder auch: **„Ach, das war eins von deinen, okay, dann lass uns reden, wie wir die Sache wieder hingebogen kriegen.“**

So was Konstruktives passiert natürlich nur, wenn die KollegInnen wirklich gut vernetzt sind, in „ihrem Sozialraum“ (Dorf, Schule, Verein, etc.)

Die Kinder und Jugendlichen, die in unseren Lebensgemeinschaften untergebracht werden, meistens durch Jugendämter, in letzter Zeit auch verstärkt durch die Eingliederungshilfe (Sozialämter), sind alle mehr oder weniger hoch belastet. Zum Teil durch ihre Vorgeschichte und ihre Herkunftsfamilie, zum Teil durch eigene (kognitive, seelische, körperliche) Ein-

schränkungen. Mit der Möglichkeit, in einer Ergänzungsfamilie, im Einzelfall sogar Ersatzfamilie, aufzuwachsen, erhalten sie die Chance, neue, fördernde, gewaltfreie, annehmende und liebevolle Erfahrungen zu machen. Sie erhalten das Angebot, neben und alternativ zu ihrer u. U. mitgebrachten Identität von: ich bin falsch, meine Mama/Papa kann mich nicht lieben so, wie ich bin, ich bin (selbst) schuld, ich bin ein Versager, ich bin böse, eine erweiterte Identität zu entwickeln von: mir wird was zugetraut, vielleicht kann ich mir sogar selbst trauen, was zutrauen, man kann mich gernhaben, es kann auch (mal) gut sein (werden).

Für diese Identitätserweiterung braucht es ein sehr stabiles, wohlwollendes Umfeld, zunächst im engsten, privaten, persönlichen Raum (der Lebenswelt im Haushalt der aufnehmenden Kolleg*in), aber dann auch erweitert in dem Sozialraum (wie genannt: Schule, Vereine, „die Straße“, Ärzte, Behörden usw. usw.).

Sowohl in dem privaten/persönlichen Raum wie auch im Sozialraum als öffentlichem Raum bietet sich für das Kind/den Jugendlichen – gerade auch den benachteiligten – eine Chance auf Integration, ggf. Inklusion und Teilhabe. Es gehört zu unserem Konzept, der Teilhabe, der Mitbestimmung, der Mitgestaltung, soweit möglich, verantwortbar und zumutbar einen besonders großen Raum einzuräumen. Das Ziel ist selbstverständlich, auch langfristig eine möglichst gelingende, selbstverantwortete Lebensgestaltung im Erwachsenwerden und -sein zu ermöglichen.

Das Lernen dazu, das Sammeln von Erfahrungen dazu beginnt in der privaten/persönlichen Lebenswelt und wächst hinein in den öffentlichen Raum, in den Sozialraum in seinen unterschiedlichen Ausgestaltungen. Dabei entsteht, wenn es gut läuft, ein wechselseitiger Prozess zwischen Einzelperson und Umgebung (Umwelt, Sozialräumlichkeiten), der zu beiderseitigem Nutzen, Erweiterung, Ausdifferenzierung, Wachstum und Herausforderung führt.

Im Kontext der Jugendhilfe in sozialpädagogischen Lebensgemeinschaften erwächst aus einer Gesetzesänderung des

§ 86.6 des SGB VIII für uns immer wieder ein spezifisches Problem. Dieser Paragraph besagt, dass nach zwei Jahren Aufenthalt und geplantem dauerhaften Verbleib des Kindes/Jugendlichen (also bei fast allen unseren Kindern) in seiner Ergänzungsfamilie die Fallzuständigkeit an das Jugendamt vor Ort wechselt. Gedacht war das dazu, das Kind / den Jugendlichen besser in die sozialen Netze vor Ort einzubinden, es/ihn/sie also fester im jetzt gegebenen Sozialraum zu verorten. Außerdem sollte durch eine Bearbeitung der Jugendhilfemaßnahme „vor Ort“ auch eine Gleichbehandlung von Betreuten in derselben Gegend (Dorf, Schule, Verein usw.) gesichert werden. (Kostenerstattung erfolgt selbstverständlich weiter durch die ursprünglich unterbringende Stadt/Gemeinde/Landkreis)

Für „unsere“ Kinder/Jugendlichen wirkt sich die Gesetzeslage jedoch leider oftmals (nicht immer, je nach Gegebenheiten in der Herkunftsfamilie) so aus, dass, wenn aus einer Herkunftsfamilie mehrere Kinder an verschiedenen Orten untergebracht sind (was oft vorkommt) auf einmal nicht mehr ein/e Sozialarbeiter*in / ein Amt, die auch noch die Geschwister, deren Geschichte, deren Werdegang, und die Eltern, deren Geschichte, den ganzen Unterbringungshergang (aus eigener Erfahrung und Zuständigkeit) kennen, ggf. die Eltern auch noch weiter bei sich vor Ort unterstützen oder als Ansprechpartner zur Verfügung stehen können, dass dieses ganze Netzwerk auf einmal ziemlich unsanft zerrissen wird, und auch nur noch selten, mit mühsamen Versuchen, bestenfalls in kleinen Einzelteilen und Fetzen, sehr unvollständig wieder zusammengeflochten werden kann. Die Vernetzung vor Ort ist für „unsere“ Kinder zweifellos wichtig und hilfreich, wie oben beschrieben, aber das über den § 86.6 des SGB VIII leider häufig passierende Zerreißen der Wurzelnetzwerke (trotz selbstverständlichem Bemühen aller Beteiligten, das zu verhindern oder wenigstens abzumildern) ist im Hinblick auf ihre vollständige Identitätssuche hinderlich und kontraproduktiv.

Insofern bleiben für die „Jugendhilfe in sozialpädagogischen Lebensgemeinschaften“ in der Sozialraumorientierung Möglichkeiten, aber auch Grenzen.





Das Betreute Wohnen für ältere Menschen als wesentlicher Teil einer sozialraumorientierten Altenhilfe im Quartier Wetter

Von Ulrich Gerhard

Der Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung wird in den kommenden Jahren weiter steigen. Gleichzeitig steigt auch die Zahl der allein lebenden älteren Menschen in unserer Gesellschaft. Auch in ländlichen Regionen führt dies zu einem steigenden Bedarf an geeigneten Wohnmöglichkeiten für Ältere, da diese auch bei abnehmenden Kräften und zunehmender Hilfebedürftigkeit im gewohnten Lebensumfeld verbleiben möchten. Eine sozialraumorientierte Altenhilfe berücksichtigt die Bedürfnisse der im Quartier ansässigen Personen und deren Lebensgewohnheiten, und beteiligt diese an der Entwicklung bedarfsgerechter Hilfesysteme und Versorgungsstrukturen. Das Quartier umfasst den konkreten geographischen und sozialräumlichen Bezugsrahmen.

Alle erforderlichen Hilfen und Dienste, die im Verlauf des Älterwerdens benötigt werden, sollen im Bezugsrahmen der örtlichen Gemeinschaft im Quartier angeboten werden. In Quartieren sollen Anlaufstellen sowie Beratungs-, Begegnungs- und Unterstützungsstrukturen aufgebaut werden, damit ältere Menschen die im Einzelfall notwendigen Hilfen in Anspruch nehmen können. Ein entsprechendes Quartierskonzept berücksichtigt die vor Ort bestehenden Ressourcen und Rahmenbedingungen. Es lebt vom Zusammenspiel unterschiedlicher Akteure, insbesondere der aktiven Beteiligung der Kommune und der Bürgerinnen und Bürger. Es ist nicht statisch, sondern entwickelt sich kontinuierlich weiter. Das Quartier ist über die Wohnung hinaus das Wohnumfeld, in dem Menschen ihr tägliches Leben gestalten, sich versorgen und ihre sozialen Kontakte pflegen. Grundlage für ein Quartierskonzept sind damit alle notwendigen Bausteine, die ältere

Menschen benötigen, um in ihrem bisherigen Wohnumfeld leben zu können.

Wesentlich ist das Bedürfnis älterer Menschen nach Autonomie und uneingeschränkter Selbstbestimmung, und der Wunsch, auch weiterhin am sozialen Leben in der Gemeinschaft mit anderen teilzuhaben. Wichtige Voraussetzung für ein gelingendes Dasein im Alter ist das Vorhandensein geeigneter Lebens- und Wohnbedingungen im Quartier, barrierefreier Wohnraum, eine solide Infrastruktur, ein Angebot an vielfältigen Hilfe- und Unterstützungsleistungen zur Gewährleistung der Versorgungssicherheit und Möglichkeiten zur Stärkung der Eigeninitiative und der Gemeinschaft.

Wesentliche Merkmale geeigneter Wohnmöglichkeiten für Ältere im Quartier sind ein barrierefreier Zugang zum Gebäude und zur Wohnung. Eine seniorengerechte Wohnung bietet ausreichend Platz und Gestaltungsmöglichkeiten für persönliche Interessen, auch wenn die Teilnahme am sozialen und gesellschaftlichen Leben außerhalb der eigenen Wohnung nur noch eingeschränkt möglich ist. Existentiell bedeutsam ist genauso ein unmittelbarer Zugang zu einer Terrasse oder einem Balkon. Günstig ist eine möglichst zentrale Wohnlage mit barrierefreiem Zugang zur örtlichen Infrastruktur.

Daneben braucht es eine solide und barrierefrei zugängliche Infrastruktur. Sie ermöglicht, dass Menschen sich selbst länger versorgen und möglichst selbständig am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Der Aufbau und die Pflege sozialer Kontakte im Quartier muss so unkompliziert wie möglich sein. Eine gute Infrastruktur sorgt deshalb dafür, dass die



Geschäfte für den täglichen Bedarf fußläufig zu erreichen sind und dass eine gute Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr besteht. Weitere Merkmale einer guten Infrastruktur sind gut erreichbare attraktive Gemeinschaftsräume und Treffpunkte für zwangloses Miteinander.

Neben barrierefreiem Wohnen und einer soliden Infrastruktur bietet ein gutes Quartiersprojekt eine umfassende Versorgungssicherheit. Innerhalb des Quartiers müssen Dienstleister zur Verfügung stehen, die alle möglichen Belange älterer Menschen im Blick haben und zeitnah darauf reagieren können. Dazu gehören Hilfsangebote für den Alltag, Ambulante Pflegedienste mit Rufbereitschaft, Rehabilitationsangebote und Hospizarbeit. Zudem sollte der Übergang in weitergehende Pflege- und Versorgungseinrichtungen unkompliziert möglich sein.

Darüber hinaus braucht es Möglichkeiten zur Stärkung von Eigeninitiative und Gemeinschaft sowie Angebote zur gegenseitigen Unterstützung. Niemand lebt für sich allein. Nur wenn sich möglichst viele engagieren, kann Gemeinschaft gelingen. Deswegen sind Quartierskonzepte auf bürgerschaftliches Engagement angewiesen. Es gilt, eine neue Kultur des Miteinanders und des Helfens zu schaffen, z. B. durch Nachbarschaftshilfe, die professionelle Dienstleistungsangebote ergänzen kann und die gegenseitige Solidarität und das Füreinandereinstehen bestärkt.

Das Betreute Wohnen in der Bahnhofstraße 5a in der Wetteraner Innenstadt ist ein wichtiger Bestandteil einer sozialraumorientierten Altenhilfe im Quartier Wetter. Es stehen 22 barriere-

freie und seniorengerecht eingerichtete Apartments zur Verfügung. Wesentlicher Bestandteil der Konzeption ist die Unterstützung durch eine Betreuungsmitarbeiterin. Zu ihren Aufgaben gehört die persönliche Beratung und Unterstützung bei allen relevanten Fragestellungen sowie die Vermittlung externer Dienstleistungen. Bei zunehmendem Hilfebedarf besteht auch die Möglichkeit, Unterstützung bei der Reinigung der Wohnung oder auch die Versorgung mit warmen Mahlzeiten als wählbare Dienstleistung von extern einzukaufen. Die im Einzelfall notwendigen pflegerischen Hilfen werden als ambulante Leistungen durch ambulante Pflegedienste erbracht. Im Erdgeschoss des Gebäudes befindet sich der Stützpunkt eines ambulanten Pflegedienstes. Eine Begegnungsstätte ermöglicht Begegnung und gemeinsame Veranstaltungen. Wenn weitere Hilfen wie Tagespflege oder eine vorübergehende oder dauerhafte Unterbringung in einer Pflegeeinrichtung erforderlich werden, können diese Leistungen auch innerhalb des Wohnquartiers in Anspruch genommen werden. Der Träger des Betreuten Wohnens ist zugleich auch Träger von Einrichtungen für Tagespflege, stationäre Kurzzeit- oder Vollzeitpflege, die unweit im Quartier angesiedelt sind, so dass auch bei einer Zunahme von Hilfe- und Pflegebedürftigkeit der Verbleib im Quartier sichergestellt werden kann.

Das Angebot des Betreuten Wohnens in der Bahnhofstraße 5a in Wetter ist somit ein weiterer wichtiger Bestandteil einer Altenhilfearbeit, die sich an den Bedürfnissen der Menschen im Quartier orientiert und das Zusammenleben stärkt.

Neue „Soziale“ Räume braucht das Land

Von Judith Jungwirth und Matthias Jung

„Die Sozialraumorientierung“ gibt es nicht, da der soziale Raum in unterschiedlichen Modellen gedacht und definiert werden kann. Doch was bedeutet Sozialraumorientierung im Rahmen von Erziehungshilfen? Sozialraumorientierung betrachtet die Ressourcen und Belastungen in Bezug auf den einzelnen Menschen, aber auch auf Gruppen und das Umfeld. Daher müssen in der Erziehungshilfe die notwendigen stabilisierenden Rahmenbedingungen in den Focus gerückt und im Rahmen der Hilfestellung genutzt werden. Dieser Blick über die Einzelfallhilfe hinaus benötigt neue Herangehensweisen sowie gezieltes Verstehen der Gegebenheiten und Möglichkeiten des Sozialraumes. Der lebenswelt- und sozialraumorientierte Blick erfordert: „seinen Sozialraum kennen, präsent sein, Beratung und passende Hilfe im Einzelfall leisten, differenzierte, den örtlichen Gegebenheiten und dem Bedarf entsprechende Gruppenangebote aufbauen, die Schule unterstützen, fall- und strukturbezogene Ressourcen erschließen, Kontakte knüpfen, Berührungspunkte und Widerstände überwinden, mit allen für die Belange von Kindern, Jugendlichen und Familien relevanten Personen, Initiativen und Trägern vor Ort zusammenwirken, Kooperation pflegen, Vertrauen aufbauen, Impulse aufnehmen und geben, mit Bürgermeister und Gemeinderat verhandeln, pädagogischen Grundlagenmaterial für kommunalpolitische Entscheidungen liefern und nie den Blick auf die allgemeine Lebenssituation der Kinder, Jugendlichen und Familien im gesamten Sozialraum verlieren. Dies alles in engster partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Allgemeinen Sozialen Dienste (ASD) zu leisten unter Beachtung seiner vorgegebenen Arbeitsaufträge, Rahmenbedingungen und Ressourcen“ (Schmid 2001, S.204)¹. Damit Fachkräfte in einem Sozialraum die vorhandenen Ressourcen nutzen können, müssen diese bekannt sein und der Zugang zu diesen unterstützt werden. Durch den Einsatz von frühzeitigen präventiven Leistungsangeboten im Sozialraum und dem Bilden eines unterstützenden Netzwerkes können bzw. sollen Leistungen der Jugendhilfe minimiert werden. Die Mobilisierung des Sozialraumes und die Arbeit unabhängig vom Einzelfall erfordern ein neues professionelles Selbstverständnis und eine finanzielle Absicherung dieser Form der integrierten flexiblen Hilfen.

Familienzentren – frischer Wind in der Sozialraumorientierung?

Die Familienzentrumsarbeit ist in der Tradition und Weiterentwicklung von Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung zu verorten. So wie die Gemeinwesenarbeit in den 1950er und 60er Jahren ein Import aus den USA, den Niederlanden und Großbritannien war, hat auch die Familienzentrumsarbeit ihren Ursprung im Ausland. In den Anfängen der Gemeinwesenarbeit versuchte man diese auf deutsche Verhältnisse und Be-

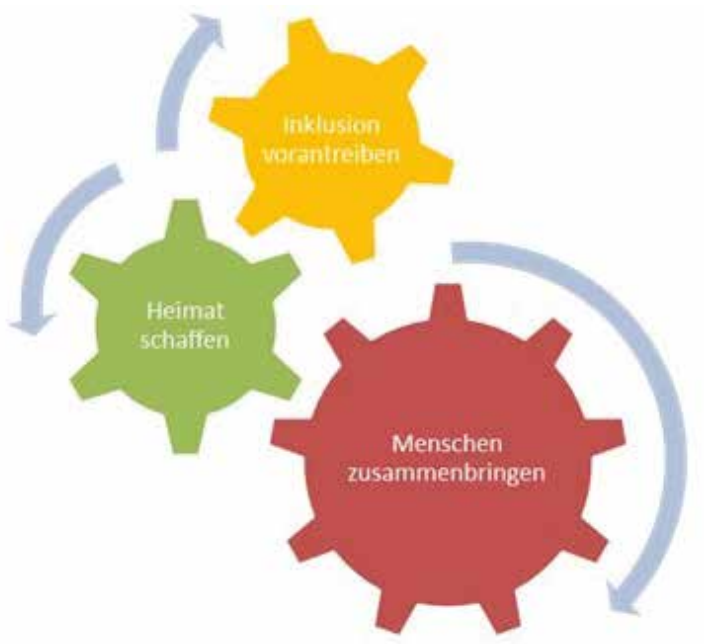
dürfnisse zu übertragen. Einen ähnlichen Effekt konnte man bei der Etablierung von Familienzentren ab dem Jahr 2000 in Deutschland beobachten. Die Weiterentwicklung der Gemeinwesenarbeit in den 1980er Jahren durch das „Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung“ (ISSAB) der Universität Essen war als Reaktion auf die ausbleibende Weiterentwicklung und terminologische Unschärfe der Gemeinwesenarbeit zurück zu führen. In der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen und sozialen Umständen, die sich aus einer verändernden Gesellschaft heraus ergeben, ist die Weiterentwicklung sozialer Arbeit eine natürliche und gewollte Folge. Will man Familienzentren auf der Basis sozialräumlicher Ansätze und Arbeitsweisen bewerten und verorten, sind zwei Aspekte grundlegend und in ihrer Wechselwirkung aufeinander zu betrachten. Zum einen ist dies der Sozialraum, in den sich die Einrichtung verorten lässt, zum anderen die Förderkriterien, nach denen das Zentrum finanziert wird. Auf dieser Grundlage bildete sich in logischer Folge ein sehr heterogenes Feld von Familienzentrumsarbeit in Deutschland. Der konzeptionelle Ansatz der jeweiligen Zentren lässt sich jedoch in unterschiedlicher Graduierung auf die Arbeitsweisen und Grundlagen der Sozialraumorientierung zurückführen. Die Sozialraumorientierung im Sinne der Sozialen Arbeit versucht soziale Räume mit den BewohnerInnen des Sozialraums zu gestalten und zu verändern. Während die Sozialraumorientierung immer die gesamte Bevölkerung eines Stadtteils oder einer Region in den Blick nimmt, kann es im Rahmen der Familienzentrumsarbeit zu unterschiedlichen Ausprägungen kommen. Die Zielgruppenorientierung und die damit verbundene konzeptionelle Ausgestaltung der jeweiligen Familienzentren unterwirft sich häufig der Förderfähigkeit und Finanzierbarkeit der jeweiligen Förderprogramme des Bundeslandes, in dem sich das Zentrum befindet. Hierbei lassen sich zwei grundlegend unterschiedliche Ausrichtungen erkennen: während sich in dem einen Bundesland die Zielgruppe primär an dem klassischen Familienbild von Vater, Mutter, Kind orientiert und die Familienzentrumsarbeit an die Kindertagesstätten anbindet, nehmen andere Bundesländer in ihren Förderprogrammen den gesamten Sozialraum in den Blick und definieren die Zielgruppe sehr viel weiter. Die beiden dargestellten Varianten nehmen in ihrer konzeptionellen Ausgestaltung jedoch immer Bezug auf die Grundlagen der Sozialraumorientierung. Bei der zweiten Variante wird der Sozialraum nicht durch den Personenkreis einer Kindertagesstätte begrenzt, sondern orientiert sich an den sozialen Bezügen jedes Einzelnen und der dadurch hergestellten Begrenzung des Sozialraums. Im Hinblick auf soziale Medien wie Instagram und Facebook definiert sich ein Sozialraum im Einzelfall häufig sehr viel weiter, als dies in der alltäglichen Praxis erfasst werden kann. Grundsätzlich legt jeder Mensch anhand seiner sozialen Kontakte sehr individuell seinen Sozialraum fest. Eine konzeptionelle Arbeit

¹ Schmid, P. (2001): Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus Sicht eines freien Trägers. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS- Kinderdorf e.V. (Hrsg.): Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand. S. 204-213, München

im Sinne der Sozialraumorientierung von Einrichtungen stößt hier sicherlich an ihre Grenzen. Vor dem Hintergrund der Familienzentrumsarbeit wurden die Kindertagesstätten häufig als verortete Basis eines Familienzentrums definiert. Hierbei besteht die Gefahr, sich in der sozialräumlichen Sicht sehr stark einzuschränken. Gleichzeitig liegt eine große Chance darin, die Kindertagesstätten als Keimzelle sozialraumorientierter Arbeit zu nutzen. Diese Einrichtungsform orientiert sich zum einen in ihrer Zielgruppenfokussierung schon an Familien und gilt zugleich als die pädagogische Einrichtungsform, die am flächendeckendsten in Deutschland vorhanden ist. Zudem hat sich die pädagogische Arbeitsweise in diesem Bereich in den letzten Jahrzehnten deutlich gewandelt. Diese Entwicklung zeigt, dass sich die Elementarpädagogik in zunehmender Art und Weise nicht mehr ausschließlich auf das pädagogische Handeln am Kind reduzieren lässt, sondern Erziehungspartnerschaft, Vernetzung und sozialräumliche Ausrichtung zu wichtigen Arbeitsweisen der Sozialen Arbeit geworden sind. Die Grundlagen der Sozialraumorientierung sind:

- Orientierung am Willen der Menschen
- Aktivierung der Menschen vor dem Aspekt der Dienstleistung
- Definieren eigener Ziele unter dem Rückgriff auf vorhandene Ressourcen
- Zielgruppen und bereichsübergreifendes vernetztes Arbeiten
- An der Lebenswelt des Einzelnen ausgerichtet und Kooperation verschiedener sozialer Dienste.

Die oben genannten Aspekte sozialraumorientierter Arbeit lassen sich konzeptionell in der Familienzentrumsarbeit wiederfinden. Dieser Arbeitszweig sozialer Arbeit steht somit in der Tradition der Sozialraumorientierung und der Gemeinwesenarbeit, die sich an den Bedürfnissen der Menschen ausrichtet und weiterentwickelt.



Ursprung der Familienzentrumsarbeit und Etablierung in Deutschland

Die Familienzentrumsidee findet ihren Ursprung in Maryland (USA) und Großbritannien. In der britischen Stahlarbeiterstadt Corby kam es Anfang der 1980er Jahre in Folge von Fabrik-schließungen zu einer Arbeitslosenquote von 43 Prozent. Als Reaktion wurde ein Modellprojekt ins Leben gerufen, in dem ein multiprofessionelles Team den Menschen vor Ort ein möglichst differenziertes Angebot zur Verfügung zu stellen versuchte. Dieses Angebot wurde an dem Bedarf der Zielgruppe ausgereicht und konnte von Familien, unabhängig von ihrem sozioökonomischen Status, genutzt werden. Diese Idee wurde von der Labour-Regierung in England im Jahr 1997 aufgegriffen und förderte damit landesweit Einrichtungen, in denen die Lebenssituation von Familien mit Säuglingen und Kleinkindern verbessert werden sollte. Diese „Early Excellence Centres“ sollten zudem die Bildungschancen für alle Familienmitglieder verbessern.

Die Begrifflichkeit „Early Excellence“ ist häufig im Zusammenhang mit der Familienzentrumsarbeit auch in Deutschland anzutreffen. Die Grundidee dieser Begrifflichkeit hat einen klar präventiven Charakter und ist untrennbar mit der Familienzentrumsarbeit verbunden. „Early“ bedeutet in diesem Zusammenhang „früh“ und meint damit, dass man Kinder und Familien möglichst früh erreichen möchte, um Bildungsgerechtigkeit herzustellen und passgenaue Unterstützung anbieten zu können. Eine erziehungspartnerschaftliche Grundhaltung soll die Eltern dabei als gleichwertige Partner auf Augenhöhe in den Blick nehmen. Ein zentraler Aspekt dabei ist es, dass die Eltern mit ihren Ressourcen in die pädagogische Arbeit mit den Kindern einbezogen und nicht als defizitär angesehen werden. Gleichzeitig sollen niederschwellige Unterstützungsleistungen zur Verfügung gestellt werden. Die zweite Begrifflichkeit „Excellence“ ist in der gleichen Grundhaltung zu verstehen und meint damit, dass jedes Kind in seiner Individualität „exzellent“ ist. Der Begriff „Centres“ steht im Zusammenhang mit dem Begriff „One-Stop-Shop“ und definiert eine multiprofessionelle präventive Arbeitsweise die sich vernetzt mit anderen AkteurInnen an den Bedürfnissen der Familien ausrichtet und eine Vielzahl von Unterstützungsangeboten an einem Ort bündelt. In Evaluationsstudien, die „Early Excellence Centres“ betreffend, konnte festgestellt werden, dass der Benachteiligungszirkel innerhalb der Standorte unterbrochen wurde und gerade Mütter von dem Programm durch gestiegene Sozialkontakte und von der vermehrten Teilnahme an Weiterbildungen profitiert haben.

Die sehr positiven Ergebnisse, die in Großbritannien im Rahmen der „Early Excellence Centers“ festgestellt wurden, führten ab Anfang der 2000er Jahre zu ersten Ansätzen, diese Idee auch in Deutschland zu etablieren. Während diese Idee anfänglich nur von Einzelpersonen wie dem Stifterehepaar Dürr vorangetrieben wurde, entdeckten nach und nach immer mehr Bundesländer diesen präventiven Ansatz für sich. So stieg Nordrhein-Westfalen im Jahr 2006 mit einem sehr flächendeckend angelegten Förderprogramm in die Familienzentrumsarbeit ein. Dabei wurde beschlossen, jede dritte Kita in NRW zu einem Familienzentrum auszubauen. Dadurch

entstanden in Nordrhein-Westfalen 3.000 Familienzentren. Andere Bundesländer wie Hamburg entschieden sich dazu, stadtteilbezogene Eltern-Kind-Zentren auch unabhängig von Kindertagesstätten zu fördern. Diese Einrichtungen haben einen sehr umfassenden Arbeitsauftrag und vernetzen eine Vielzahl von Förder-, Begegnungs- und Beratungsangeboten in einem Stadtteil. Somit kam es zu einem heterogenen Feld innerhalb der konzeptionellen Ausrichtung von Familienzentren in Deutschland.

Im Jahr 2011 wurde auch in Hessen ein Förderprogramm für Familienzentren auf den Weg gebracht. Die konzeptionelle Ausrichtung der Förderung spiegelt die schon beschriebene Heterogenität der verschiedenen Einrichtungen wieder. Die Trägerschaft solcher Zentren erstreckt sich vom Turn- und Sportverein über Kirchengemeinden bis hin zu Nachbarschaftshilfen und viele mehr. Alle diese Familienzentren eint die konzeptionelle Ausrichtung, dass Beratungs-, Bildungs-, Begegnungs- und Betreuungsangebote zum Spektrum ihrer Tätigkeiten gehören. Eine zentrale Besonderheit in Hessen ist, dass auch die Arbeit mit Mehrgenerationen, Migranten und Minderheiten ein wichtiger Teil ihres Arbeitsauftrages sind. Die Netzwerkarbeit ist Kern dieser Einrichtungen, so dass nicht alle Angebote innerhalb einer Trägerschaft vorgehalten werden müssen, sondern zusammen mit anderen NetzwerkpartnerInnen auf Grundlage der Familienzentrumsarbeit vorgehalten werden können. Mittlerweile werden 188 Familienzentren mit jeweils 18.000 Euro pro Jahr durch das Land Hessen gefördert.

Begegnungs- und Familienzentren im Lahn-Dill-Kreis

Der Lahn-Dill-Kreis hat im Rahmen seines Konzeptes „Sozialraumorientierung“ die Implementierung von 16 Begegnungs- und Familienzentren im gesamten Lahn-Dill-Kreis vorgesehen. Diese können vor Ort sowohl von Kommunen selbst, als auch von freien Trägern umgesetzt werden.

Bei der Familienzentrumsarbeit im Lahn-Dill-Kreis geht es darum, dass Familien/ BewohnerInnen des Sozialraumes wohnortnahe, vielfältige und familienunterstützende Angebote finden, welche dem jeweiligen Bedarf gerecht werden. Somit stellt das sozialraumorientierte Begegnungs- und Familienzentrum einen Teil des Sozialraums dar. Bei der Arbeit geht es darum, die Ressourcen im Umfeld zu erheben und diese für alle Menschen zugänglich und nutzbar zu machen. Daher sind insbesondere die Prinzipien der Kooperation und Koordination von Bedeutung.

Bei der Arbeit im Rahmen der Begegnungs- und Familienzentren LDK geht es nicht darum neue Angebote im Sozialraum zu entwickeln, sondern vorhandene Angebote zu kennen und Zugänge zu diesen zu erleichtern. Dies soll nicht in einem Gebäude „Familienzentrum“, sondern in Form eines Lotsen-Modells erfolgen. Ein Lotsen-Modell ist eine Organisationsvariante, bei der die Einrichtung die Vermittlungsfunktion übernimmt. MitarbeiterInnen kennen die Angebote im Sozialraum und geben diese Informationen an Familien/ BewohnerInnen weiter. Diese Vermittlung kann in digitaler Form oder z.B. durch eine

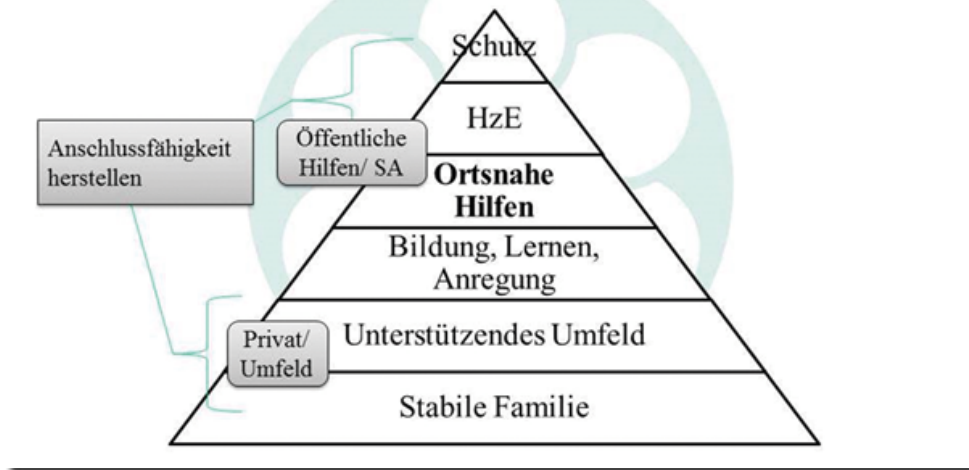
Beratungssprechstunde erfolgen. Im Bedarfsfall können die MitarbeiterInnen auch als Türöffner fungieren und erste Termine begleiten. Ziel der Tätigkeit ist es, dass verschiedene familienbegleitende- und unterstützende Dienste ein Netzwerk bilden, die einzelnen Dienste jedoch weiterhin eigenständig arbeiten. Das Begegnungs- und Familienzentrum LDK ist somit eine erste Anlaufstelle für Familien und Fachkräfte und bei Bedarf erfolgt eine Weitervermittlung an geeignete AkteurInnen und Angebote im Sozialraum. Es ist ein niederschwelliges Angebot, welches Hemmschwellen nehmen soll, um frühzeitig auf Bedarfe und Problemlagen eingehen zu können und angemessene Unterstützungsmöglichkeiten nutzen zu können.

Von der Theorie in die Praxis

Als St. Elisabeth-Verein bemühen wir uns schon seit vielen Jahren um einen sozialraumorientierten Ansatz. Dies gilt im Besonderen im Bereich der ambulanten Dienste, bei denen wir Methoden wie den „Familienrat“ anwenden und im Rahmen diverser Projekte an unterschiedlichen Standorten tätig sind. Sehr hilfreich ist dabei, dass wir in dieser Region viele Angebote bereitstellen und vernetzt sind. Unser Tätigkeitsspektrum geht dabei über die klassischen Maßnahmen der Jugendhilfe weit hinaus. Die Arbeitsfelder der Schulsozialarbeit, die Teilhabeassistenz an Schulen und die Schulkindbetreuung an 16 Standorten sind nur ein kleiner Teil unseres breit aufgestellten Tätigkeitsspektrums. Unsere Haltung - für die Menschen in der Region und für die Region tätig zu sein - entspricht unserer an den Bedürfnissen des Sozialraums ausgerichteten Grundhaltung. Der Initiative des Lahn-Dill-Kreises, Träger dazu zu motivieren, sich im Rahmen der Familienzentrumsarbeit vermehrt diesem Aufgabengebiet zu stellen, sind wir daher gerne nachgekommen. Zunächst haben wir im Sommer 2020 in Dillenburg im Rahmen eines Trägerverbunds mit der Umsetzung begonnen und im Jahr 2021 sind weitere Kommunen hinzugekommen - mittlerweile sind wir in sechs Kommunen im nördlichen Lahn-Dill-Kreis mit diesem Arbeitsschwerpunkt tätig.

Unsere Arbeit orientiert sich hier an den Prinzipien der Sozialraumorientierung und stellt den Dialog mit den Menschen im Sozialraum in den Fokus. Des Weiteren sind unsere wichtigsten Partner vor Ort die Kommunen selbst. In allen Gemeinden haben wir zunächst das Konzept des Lahn-Dill-Kreises in Gremien vorgestellt und anschließend Kooperationsverträge abgeschlossen. Von Anfang an war uns wichtig, kein allgemeingültiges Konzept in den Sozialräumen zu etablieren, sondern auf die Menschen und Bedürfnisse vor Ort einzugehen. Vielfach waren die Kindertagesstätten und Grundschulen die nächste Anlaufstation, um diese für unsere Arbeit zu gewinnen. Die Zusammenarbeit gestaltete sich dabei sehr individuell und unterschiedlich. Zunächst erstellten wir Sozialraumanalysen und anhand der Ergebnisse dieser Analysen wird zusammen mit den Kommunen und den Menschen vor Ort das weitere Vorgehen beraten. Gerne sind wir auch in einer Kommune dem Wunsch der pädagogischen Fachkräfte in den Kindertagesstätten nachgekommen, zunächst an der persönlichen Haltung und dem Konzept von Familienzentren im Sinne des Early-Excellence-Ansatzes zu arbeiten. Ein zentrales Anliegen von uns ist es, den Grundprinzipien der Sozialraumorientie-

„Um ein Kind großzuziehen, braucht es ein
ganzes Dorf“



zung verpflichtet zu sein. Deshalb wird jedes Familienzentrum in den Kommunen einmalig und unterschiedlich sein. Auch wenn strukturelle Konformität sicherlich ressourcenschonender wäre, sehen wir es trotzdem als unseren Auftrag, individuelle Konzepte für die individuellen Bedürfnisse der Menschen gemeinsam mit ihnen zu entwickeln. Um dies in allen Kommunen umsetzen zu können, bedarf es eines regelmäßigen Austausches mit den bereits im Sozialraum agierenden Akteuren. In einer jährlich stattfindenden Sozialraumkonferenz sollen einzelne zuvor ausgewählte Themenfelder besprochen werden. Hier geht es um die Identifizierung von Problemlagen und Ressourcen und um die gemeinsame Erarbeitung von Lösungsmöglichkeiten und deren Umsetzung. Ein Ziel unserer Tätigkeit ist es auch, ein Bindeglied zwischen den Akteuren im Sozialraum darzustellen und durch Vernetzung die Angebote passgenauer und effizienter gestalten zu können. Wir wol-

len gemeinsam etwas für und mit BewohnerInnen im Sozialraum bewirken. Es ist uns ein Anliegen, Angebote bekannter zu machen und den Nutzen dieser zu erhöhen. In der Praxis kann dies zum Beispiel über die Darstellung der Angebote in digitaler Form oder die Beratung von Fachkräften erfolgen. Eine solide Vernetzung der Akteuren im Sozialraum, die Entwicklung einer gemeinsamen Haltung gegenüber dem Sozialraum und das Einbeziehen der Bedürfnisse der Menschen vor Ort, stellen Kernaufgaben unserer sozialraumorientierten Tätigkeit im Rahmen des Begegnungs- und Familienzentrums Lahn-Dill-Kreis dar. Gemeinsam wollen wir mit kleinen Veränderungen Großes bewirken und die Identifizierung der Menschen mit ihrem Sozialraum erhöhen. Nur so kann eine gemeinsame Gestaltung des sozialen Lebensraums zu einem erhöhten Wohlbefinden und mehr Lebensqualität führen.

„Darf ich dich kennenlernen?“

Betreuung chronisch psychisch kranker Menschen im weiten ländlichen (Sozial)Raum

Von Roberto Kemter

Susi* kommt kaum vor die Tür. Seit einem Vorfall in ihrer Kindheit, der nicht nur Verbrennungen in ihrem Gesicht, sondern auch Narben in ihrer Seele zurückgelassen hat, meidet sie andere Menschen.

Carmens* Kindheit war von Gewalt und Missbrauch gekennzeichnet. Auch als Erwachsene ist sie von diesen Erlebnissen geprägt. Körperliche Nähe zu Männern ist ihr unerträglich. Damit fällt die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel aus. Sie ist in ihrem öffentlichen Leben sehr eingeschränkt.

Dies sind nur zwei Beispiele für Menschen, mit denen wir arbeiten.

Im Bereich der ambulanten Eingliederungshilfe erbringen wir für Menschen mit psychischen Erkrankungen Leistungen zur Teilhabe. Fünf Personen mit unterschiedlichen Qualifikationen und Beschäftigungsumfängen betreuen zurzeit 31 Menschen mit chronisch psychischen Erkrankungen in einem Aktionsradius von 30 Kilometern um unser Büro in Kamenz.

Wir haben unseren Arbeitsbereich HiBB genannt – Hilfe, Betreuung, Begleitung. Diese Dinge sind uns wichtig.

Es gibt ganz unterschiedliche Wege, wie Menschen zu uns kommen. Da ist zum einen oft der Sozialpsychiatrische Dienst oder der gerichtlich bestellte Betreuer, zum anderen die Werkstatt für behinderte Menschen, Therapeuten und Fachärzte. Selten fragen die betroffenen Menschen selbst an. Die Anfrage liegt auf dem Tisch. Wie geht es nun weiter? Wie alles in unserem Land ist auch dies exakt geregelt. Antrag auf Eingliederungshilfe beim überörtlichen Sozialhilfeträger (5 Seiten), Sozial- und Entwicklungsbericht nach SGB IX (4 Seiten), Beibringen von ärztlichen Unterlagen oder Begutachtung durch Amtsärztin usw.

„Es stünde uns gut an, immer wieder zu akzeptieren, dass Menschen ein eigenes Leben führen und wir aus dem bürokratischen System müssen darum bitten, an diesem Leben beteiligt zu werden. Nun gut, sie kommen als Hilfesuchende zu uns. Nun gut, sie kommen als Leistungsberechtigte zu uns. Aber der Eingriff in deren Leben ist einer, der von ihnen gestattet sein muss. Sie beteiligen uns, nicht wir beteiligen sie.

... wenn wir zu ihnen gehen, bitten wir darum, von ihnen beteiligt zu werden. Ein wesentlicher Kern der Sozialraumorientierung ist genau dieser Gedanke. Menschen sind Experten ihrer Lebenswelt. Menschen haben einen Willen und ganz wichtig in der Sozialraumorientierung ist, dass dieser Wille zählt.“*

Nach acht bis zwölf Wochen erhalten Betroffene und Leistungserbringer im günstigen Fall eine Kostenzusage. Und dann kann die Arbeit losgehen.

Mit dieser Aussage von Wolfgang Hinte möchte ich unsere eigenen Einstellungen und unsere Arbeitsweise illustrieren. Was für uns von Anfang an entscheidend ist, ist der Mensch, der unsere Hilfe braucht. Nach der Anfrage gibt es einen Kennlerntermin, den die anfragende Person vermittelt und an dem sie teilnimmt. Er findet in einem für den Hilfesuchenden gesicherten Rahmen statt. Bei diesem Termin stellen wir unser Angebot das erste Mal vor und alle Beteiligten äußern ihre Erwartungen. Alle haben die Möglichkeit nachzufragen. Ambulante Eingliederungshilfe ist aufsuchende Hilfe, ist Arbeit mit den Menschen in ihrem eigenen Wohnumfeld. Dies setzt ein gutes Vertrauensverhältnis zwischen den Beteiligten voraus.

Um gut in diesen Prozess einzusteigen, bieten wir zwei Schnuppertermine an. Der Klient hat die Möglichkeit, uns kennenzulernen, aber auch wir können einen ersten Blick „hinter die Kulissen“ werfen. Beide Seiten können erste Eindrücke gewinnen und überlegen, ob sie sich vorstellen können, miteinander zu arbeiten. Erste Probleme werden angesprochen. Die decken sich nicht unbedingt mit der Sichtweise der Anfragenden (SpDi, Betreuer etc.).

Für unsere Arbeit ist aber die Sichtweise des betroffenen Menschen wichtig. Der Leistungsberechtigte legt fest, was er an Hilfe braucht, der Leistungserbringer definiert, was er an Hilfe erbringen kann. Wenn wir im Sinne der Sozialraumorientierung mit den Menschen arbeiten wollen, wenn wir sie kennenlernen wollen, wenn wir an ihrem Leben beteiligt werden wollen, müssen wir sie mit ihrer Persönlichkeit und ihren Wünschen ernst nehmen. Auch wir müssen nach den beiden Terminen ein Fazit ziehen. Können auch wir uns vorstellen, mit diesem Menschen zu arbeiten? Können wir seinen Vorstellungen gerecht werden? Stimmt die Chemie?

Hier bin ich als Teamleiter meinen Mitarbeitenden sehr dankbar, die mir offen sagen: „Das wird nichts. Es passt nicht.“

Nach dieser Abklärungsphase beginnen wir mit der Arbeit und begleiten den Hilfesuchenden auch durch den bürokratischen Prozess. Im Vordergrund der ersten Monate steht immer der Vertrauensaufbau.

Dies erfordert aber auch, dass ich dem Gegenüber Anteil an meinem Leben gewähre. Da wird die Balance zwischen Dis-

1 *Namen sind redaktionell geändert

2 *Wolfgang Hinte bei einem Vortrag über Sozialraumorientierung in Nordfriesland vom 19. April 2014



tanz und Nähe immer wieder zum Drahtseilakt. Nur mit distanzierter Fachlichkeit komme ich Menschen mit psychischen Erkrankungen nicht nahe.

Oft arbeiten wir über mehrere Jahre mit einem Menschen, wissen häufig mehr über sie, als manch Familienangehöriger. Wir sind in Krisensituationen aber auch bei kleinen Erfolgen da, freuen uns mit an Fortschritten, aber erleben auch menschliche Krisen, die uns häufig weit nach unserem Arbeitstag beschäftigen.

Da für unsere Arbeit der Wille der betreuten Menschen entscheidend ist, ist es manchmal notwendig, diesen erst zu wecken, zu hegen und zu pflegen. Ein Wille, der Veränderung bewirken soll, braucht auch den Glauben an die Möglichkeit von Veränderung.

„Für chronisch psychisch kranke und suchtkranke Menschen, die oftmals nicht die Möglichkeit haben, einer Beschäftigung in WfbM oder einem Integrationsprojekt nachzugehen, oder dies behinderungsbedingt ablehnen, sind alternative Beschäftigungsmöglichkeiten (zum Beispiel im Zuverdienst) eine Möglichkeit. Daher müssen solche Beschäftigungsmöglichkeiten erhalten und weitere geschaffen werden.“

Das liest sich gut, ist aber für die meisten der von uns betreuten Menschen eine utopische Vorstellung. Im ländlichen Raum, wo oft schon der Arztbesuch oder der Einkauf nicht fußläufig absolviert werden kann, sind Arbeitsaufnahme und Beschäftigungsprojekte Mangelware. Immer wieder stellen wir fest, dass es Menschen mit Gewalt- und Missbrauchserfahrungen unmöglich ist, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Ohne eine Möglichkeit, die wenigen Angebote (beispielsweise Kontakt- und Begegnungsstätte) nutzen zu können, sitzen sie ohne Tagesstruktur in ihren Wohnungen. Das führt häufig zu



noch mehr sozialem Rückzug, zur Verstärkung und Verfestigung der ohnehin schon bestehenden psychischen Probleme.

Es bleibt jeden Tag so viel Zeit über die Vergangenheit zu grübeln und damit die Erlebnisse aus der Kindheit übermächtig werden zu lassen. Hier wollten wir Abhilfe schaffen, aber wie? Da kam uns der Zufall zu Hilfe. Ein Verein in Weimar, der in sozialer Arbeit Retouren einer großen Textilkette bearbeitet und verkauft, suchte Mitstreiter, um die offenen Kapazitäten bei den Retouren zu nutzen. Gemeinsames Überlegen, erste Gespräche mit unserem Klientel, Pläne schmieden, Bedenken ausräumen ... wir starteten einen Versuch.

Meine Kollegin Beate Buchholz war von Anfang an Feuer und Flamme. Zweimal in der Woche holten wir sechs Frauen, die wir betreuten, mit einem VW-Bus zusammen und bearbeiteten für den Verein die Retouren. Was verkauft werden konnte, ging zurück nach Weimar. Von Anfang an konnten wir erleben, wie gut die gemeinsame Arbeit den Frauen tat. Mal zu Hause rauskommen, Kontakte aufbauen, gemeinsam etwas schaffen, aber auch zu erleben, wie Konflikte entstehen und mit Hilfe besprochen, ausgehalten und gelöst werden können. Schnell stand für alle fest, das wollen wir auch weiterhin. Der Wille hatte sich bei allen festgesetzt. Was brauchten wir, um ihn Realität werden zu lassen?

Schnell war ein Name für das Projekt geboren – „STÜTZE“

- S – Sozialkontakte
- T – Tagesstruktur
- Ü – Überwindung
- T – Teilhabe
- Z – Zuverdienst
- E – Erprobung

Projektbeschreibungen und die Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten, Klinken putzen, Anträge schreiben, eine Schneiderin suchen und vieles mehr. Zwei Jahre sollten ins Land gehen, bis Frau Buchholz den Förderbescheid der Sächsischen Aufbaubank in den Händen halten konnte. Zwei Jahre, in denen auch die betroffenen Frauen bereit waren, den Versuch ohne finanzielle Aufwandsentschädigung fortzusetzen. Sie hatten gemerkt, wie gut ihnen das Angebot tat und wollten es unbedingt beibehalten.

Aufgrund der guten Arbeit der Frauen erhielten wir die Erlaubnis, die aufgearbeiteten Retouren selbst zu verkaufen. Auf dem Weg dahin fand Frau Buchholz in der Werkstatt für behinderte Menschen im Kamenz einen Kooperationspartner, der schon einen Laden betrieb. In diesen Laden konnten wir einziehen und ihn mit der Zeit ganz übernehmen. Da der Laden schon einen Namen hatte, wurde aus der „Stütze“ der Name „Mangelware“.

Heute ist unser Projektladen in der Innenstadt von Kamenz integriert und wir haben uns einen stabilen Kundenkreis erarbeitet. Außerdem arbeiten wir in der Cityinitiative mit. Der Laden enthält neben unseren Retouren eine Änderungsschneiderei. Und während die weibliche Kundschaft unsere Kleidung kauft, vertreiben sich die Männer die Zeit in der integrierten Bücher-ecke. Hier können Bücher kostenfrei mitgenommen oder getauscht werden.

Das Lager der Werkstatt für behinderte Menschen dürfen wir kostenfrei nutzen, um unsere Waren anliefern und lagern zu lassen. Nach wie vor sind wir auf die fortgesetzte Finanzierung unseres Projektes angewiesen. Doch der geweckte und gewachsene Wille der betroffenen Frauen ist uns Ansporn und Auftrag dieses Projekt

(<https://www.louisenstift.de/institutionen/projekte/projekt-mangelware>) auch weiterhin voranzutreiben und im Sozialraum zu vernetzen. Unser Ziel ist es, das Angebot als tagesstrukturierendes Angebot beim Kommunalen Sozialverband Sachsen zu verhandeln und so dauerhaft zu etablieren.

„Auch in Zeiten knapp bemessener Mittel muss sich eine Gesellschaft fragen, wie viel sie einsetzen will, um das Schicksal derer zu erleichtern, die als psychisch Kranke und Behinderte auf Hilfe angewiesen sind.“ *

Daran wollen Beate Buchholz und ihr Team im Interesse unserer Klientel immer wieder arbeiten, damit der Wille der von uns betreuten Menschen Realität wird und uns, Sie und den Sozialraum verändert.

Und so stehen Susi und Carmen heute zweimal in der Woche in einem Laden mit fremden Menschen, führen Verkaufsgespräche, Lachen mit Kunden und haben ein großes Stück an Lebensqualität dazu gewonnen.



Eine Klientin sortiert Wäsche am Bügelbrett.



Steffi Oswald, unsere Schneiderin, in Aktion.



Beate Buchholz auf dem Weg zu Klient*innen



4 *Quelle: Bericht zur Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland vom 25.11.1975



Im Verbund der
Diakonie 

